<36605251380017

<36605251380017

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 1300 m
Schlegel

Herrn Johann Adolf Schlegels
Fabeln und Erzählungen.

Zum Druck befördert

von

Carl Christian Gärtner.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung
1769.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es ist mir kein geringes Vergnügen, daß ich mit Bewilligung meines Freundes, von gegenwärtigen Fabeln und Erzählungen, welche bisher in den Belustigungen, in den Neuen Beyträgen, und in den Vermischten Schriften von den Verfassern der Neuen Beyträge zerstreuet gewesen, eine besondre Sammlung besorgen kann. Der Verfasser derselben, den die Welt kennen würde, wenn er auch kein Dichter wäre, hatte, wegen andrer Arbeiten, schon seit geraumer Zeit, nicht weiter an die Ausführung seines Entschlusses gedacht, sie selbst herauszugeben, und dadurch zu hindern, daß Stücke auf seine Rechnung gesetzt würden, an welchen er keinen Antheil hat. Die in der letzten leipziger Ostermesse herausgekommene neue Auflage der Neuen Beyträge zum Ver-

gnügen des Verstandes und Witzes, gab mir Anlaß, meinen Freund an seinen vergeßnen Vorsatz zu erinnern. Da er aber immer noch, und zwar mit Grunde, in seinen Geschäfften eine Entschuldigung fand: So glaubte ich bey dem Publico keinen Undank zu verdienen, wenn ich diese für mich angenehme Bemühung übernähme.

Ich habe mir dabey von dem Verfasser die Freyheit erbeten, seinen Namen dieser Sammlung vorzusetzen. Viele Freunde der schönen Wissenschaften haben gewußt, wem sie diese Arbeiten zuschreiben sollten; noch mehrere aber sind bey ihren Muthmaßungen zweifelhaft gewesen. Gleichwohl haben Leser, welche dergleichen Aufsätze nicht nur als Werke des Witzes, sondern auch als wohlthätige Versuche zur Beförderung der Wahrheit und Sittlichkeit betrachten, ein großes Recht, den Namen ihres Wohlthäters zu wissen.

Vorrede.

Diejenigen, welche entweder für oder wider diese Stücke eingenommen sind, dürfen von mir eine panegyrische Anpreisung derselben weder hoffen, noch befürchten. Die Freundschaft, in der ich mit ihrem Verfasser stehe, untersagt mir das Vergnügen nicht, sie so zu finden, wie sie sind; sie befiehlt mir aber, meine Empfindungen nicht als Vorschriften für das Publicum anzusehen. Ueberdieß würde ich mit meinem Urtheile, das ich gewiß nicht für so wichtig, als den Beyfall halte, den unser Gellert diesen Fabeln und Erzählungen allezeit mit der Freude eines zur Misgunst unfähigen Genies, ertheilet hat, wenigstens einige zwanzig Jahre zu spät kommen.

Auch bey der Aufmunterung eines solchen Beyfalls hat der Verfasser dieser Aufsätze nicht geglaubt, daß seine Arbeiten unverbesserlich wären. Er hat mit der lobenswürdigsten Sorgfalt und Geduld daran gefeilt, und seine Verbesserungen zeigen von einer Strenge, zu welcher nur

 wenig

wenig schon berühmte Schriftsteller gegen sich selbst fähig sind. Zu denen Aenderungen, die schon in der neuen Auflage der bremischen Beyträge eingeschaltet worden, sind in dieser Ausgabe noch viele neue hinzugekommen.

Wie glücklich der Verfasser bey dieser Bemühung gewesen ist, und in wie weit sich diese Fabeln und Erzählungen überhaupt von andern Gedichten dieser Art unterscheiden, das werden diejenigen Leser sehen, welche Lob und Tadel, aus jedem Munde, anhören können, ohne sich in ihren Urtheilen irre machen zu lassen.

Möchte doch mein Freund so viel Muße gewinnen, daß er an die von Vielen gewünschte Ausgabe seiner übrigen Gedichte, und an die Vollendung seiner Grundsätze von der Poesie denken könnte.

Braunschweig,
den 13ten October, 1768.

Gärtner.

Verzeichniß
der hierinnen enthaltenen Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

I. Der beschämte Zweifler. — S. 3

Numenius Pythagoraeus in *Eusebii* Praep. Evangel. libr. XIV. cap. VII.

II. Der Papagoy. — — 14

Houdart de la Motte Fables Nouvelles Livr. I. F. III.

III. Der Esel und der Mops. — 21

De la Fontaine Fables Choisies F. LXV.

IV. Der Kürbiß und die Eichel. — 27

De la Fontaine Fables Choisies F. CLXXII.

V. Der sterbende Freygeist. — 36

VI. Das Allmosen. — — S. 44

Luthers Tischreden durch Aurifabrum Jhena MDXCI im XI Cap. 154. Bl.

VII. Der Hund und der Ochse. — S. 52

Fabularum Aesopic. Collectio. edit. Hauptmanni fab. 335 p. 267.

VIII. Der Esel in der Löwenhaut. — 56

De la Fontaine Fables Choisies F. CIII.

IX. Zwey Maulthiere. — 60

Phaedri Fab. Aesop. libr. II fab. VII.
De la Fontaine Fabl. Chois. F. IV.

X. Das ausgerechnete Glück. — 65

XI. Die Menge der Freunde. — 84

Phaedri Fab. Aesop. libr. III. fab. IX.

XII. Der Knabe und die Biene. — 88

XIII. Die Rose und der Schmetterling. 92

Houdart de la Motte Fab. Nouv. Liv. II. F. VII.

XIV. Der Hund. — — 97

XV. Das Mittel wider die Taubheit. 99

Pitaval Saillies d' Esprit. A Paris 1726. p. 2.

XVI. Die

XVI. Die Krähe. — — S. 104

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. III.

XVII. Der Spiegel. — — 106

Phaedri Fab. Aesop. libr. III. fab. VIII.

XVIII. Die eitle Nachtigall. — 114

XIX. Der Wolf und das Lamm. — 119

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. I. *De la Fontaine* Fab. Choiſ. F. X.

XX. Der Pfau und der Storch. — 123

XXI. Der Eichbaum und der Schilf. 131

De la Fontaine Fab. Choiſ. F. XXII.

XXII. Kayſer Siegismund. — 134

Zincgrefs Apophthegmata teutſcher Nation Straßb. MDCXXVIII p. 58.

XXIII. Der Dieb und der Hund. 137

Phaedri Fabul. Aeſopiar. libr. I. fab. XXIII.

Verzeichniß.

Zweytes Buch.

Prologus.

I. Die Krähe und die Nachtigall. S. 144

II. Der Reiher und der Krebs. — 151

Richer Fables Nouvelles Liv. V. F. XXII.

III. Die Kuh und der Ochse. — 158

IV. Proserpina und Pluto. — 164

Houdart de la Motte Fabl. Nouv. Liv. III. F. XII.

V. Der Polyhistor und der Tod. — 176

VI. Der Hund und der Schatten. 189

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. IV.

VII. Die Taube, die Dohle und die Aelster. — — — 193

Richer Fabl. Nouv. Liv. I. F. VII.

VIII. Der Rabe und der Fuchs. — 198

Phaedri Fab. Aesop. libr. I. fab. XIII.
Richer Fabl. Nouv.

IX. Albrecht

Verzeichniß.

IX. Albrecht Dürer und Leonhard da Vinci. An Herrn G**r. — — S. 206

D'Argensville Leben der berühmtesten Maler, I Th. a. d. 214 S. und III Th. a. d. 5 S. *Des Piles* Abregé de la vie des Peintres.

X. Der Hund und das Krokodill. 217

Phaedri Fabul. Aesop. libr. I. fab. XXV.

XI. Der Ochse und die Mücke. — 219

Richer Fabl. Nouv Liv. II. F. VIII.

XII. Die Thorheit und Amor. — 222

De la Fontaine Fabl. Choif. F. CCXIV.

XIII. Colbert und Louvois. — 227

Pitaval Saillies d'Esprit. A Paris 1726 p. 75.

XIV. Die beiden Hunde. — 234

Richer Fabl. Nouv. Liv. II. F. II.

XV. Die Eule und die Nachtigall. Eine Verwandlung. An Herrn Gisеken. 241

XVI. Der Reiher. — — 267

De la Fontaine Fabl. Choif. F. CXXVIII.

Bourfault Lettres Nouvelles. A Paris 1698. p. 298.

XVII. Der

XVII. Der Esel und das Schwein. S. 273

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXVIII.

XVIII. Der Kater und die Wiesel. 278

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXIV.

XIX. Der Sophi. — — 282

XX. Die Mücke. — — 291

Richer Fabl. Nouv. Liv. I. F. VI.

XXI. Der Gems und der Eber. — 295

Richer Fabl. Nouv. Liv. V. F. XXXI.

XXII. Der Esel und der Hund. — 298

Richer Fab. Nouv. Liv. V. F. XIII.

XXIII. Der Fuchs und der Rabe. 302

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

I.

Der beschämte Zweifler.

Der Mensch ist stets des Menschen Widerspruch.
Wie vielfach ist der Sterblichen Versuch,
Bekannt zu seyn, und sich verdeckt zu loben!

Von jenem wird das Wissen hoch erhoben.
Dem Stolzen ist bescheidne Demuth Spott,
Und die Vernunft, doch seine nur, sein Gott.
Der Philosoph wird, sich in ihr zu preisen,
Ein Charlatan, und schreyt: * „Wer gleicht
„dem Weisen?

* Nach den Grundsätzen der Stoiker.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Er weiß, irrt nie, kennt aller Dinge Kraft.
„Philosophie, sonst nichts, ist Wissenschaft.
„Sie, sie nur macht zum Menschen, sie ver-
„göttert.„

Doch höhnet ihn, der stolz nach Höhen
klettert,
Von denen er im Steigen tiefer sinkt,
Ein andrer Thor, der sich noch weiser dünkt,
Und spricht: „Der Mensch tappt stets in Fin-
„sternissen.
„Drum ist der Ruhm des Weisen, gar nichts
„wissen,
„Auch nicht einmal das, daß er gar nichts
„weiß.
„Jung weiß man viel; und gar nichts, als
„ein Greis.„ *

Doch

* Nach den Grundsätzen der Akademiker.

Doch er, der sich des Wissens ganz begeben,
Erniedrigt sich, sich desto mehr zu heben.
Was Demuth scheint, ist schlaue Heucheley,
Und stolzer noch, als jenes Praleren.

Daß die Vernunft stets ihren Weg verfehle,
Glaubt auch Lacyd, den Griechenlandes Bayle,
Der Weise, der sein Urtheil stets verschiebt,
Arcesilas *, in stetem Zweifeln übt.
Er scheut, aus Furcht, daß man ihn täuschen möchte,
Als Zweifler sich, als Geizhals seine Knechte.

So hat der Geiz des Weisen Herz entweiht?
Schreyst du erstaunt. Doch welche Kleinigkeit!

 Steht

* Der Stifter der mittlern Akademie.

Steht nur der Geiz nicht in dem Lehrgebäude;
Was fragst du denn, ob er ihn selber meide?
Einfältiger, was muthest du ihm zu?
Du willst im Ernst, er solle sich, wie du,
Ins strenge Joch von seinen Lehren beugen?
Er lehrt ja bloß, um den Verstand zu zeigen.

Lacydes wog, was er den Knechten gab,
Mit karger Hand zuvor wohl zehnmal ab,
Das Wen'ge selbst gab er nie ohne Jammer;
Und immerdar blieb seine Vorrathskammer
Ein Heiligthum, dem nie ein Knecht sich naht,
Das niemand je, als nur er selbst, betrat.
Um nichts, was ihm die Vorsicht räth, zu
sparen,
So müssens noch drey Schlösser wohlver-
wahren.

Ach, glücklich ist, wer selber stets sein Haus
Bewachen kann! Er geht zuweilen aus.
Wer bürgt ihm da, daß nicht die Knechte
stehlen?
Er glaubt auch hier, den besten Rath zu
wählen.
Der Schlüssel Last beschweret allzusehr.
Er steckt sie weg, und nun versiegelt er
Mit seinem Ring die wohlverschloßne Thüre.

„Doch wie, wenn mir nur einmal wieder-
„führe:
„Daß ich den Ring ‥‥? Nein! „ ‥‥ Um
recht schlau zu seyn,
Steckt er nun den durch einen Spalt hinein.
Und gleichwohl schiens, so oft er wiederkehrte,
Als ob sich selbst die volle Flasche leerte.
Welch Wunderwerk! Was in den Körben war,

 Nahm

Nahm immer ab, zuletzt verschwand es gar.
Doch sah er stets sein Siegel unverletzet.

Wer sein Vertraun noch auf die Sinne
setzet,
Der seh einmal dieß seltne Räthsel an,
Und sage mir, ob ers erklären kann.
Nun, Zeno, sprich! Ist nicht Lacydes Sie-
ger?
Und ist hier wohl mein Auge kein Betrüger,
Da es vorhin weit mehr, als itzo, sah?
Entwandt kann hier nichts seyn; der Ring
ist da.

Man frage nicht, wer ihm sein Gut entzo-
gen?
Wie leicht ist nicht ein Philosoph betrogen!
Zur Ferne zwar hat er ein scharf Gesicht.
Sein Auge sieht; nur in der Nähe nicht.

Und kann ihn schon nicht die Natur berücken,
Was ihr nicht glückt, wird seinen Knechten
glücken.

Er, welcher nichts von ihren Streichen
merkt,
Wird dadurch mehr in seinem Wahn bestärkt.
Er kann den Satz nun auf Erfahrung bauen,
Und warnet sehr, den Sinnen nicht zu trauen;
Oft zwar umsonst. So viel er dafür spricht,
Glaubt ihm sogar sein Freygelaßner nicht.
Es soll ihm nicht sein Beyfall länger fehlen;
Drum fängt er an, weitläuftig zu erzählen,
Wie er, er selbst, der Vorsicht nicht gespart,
Mit eigner Hand den Vorrath wohl verwahrt,
Und gleichwohl ihm derselbe mehrmals kleiner,
Als erst, gedünkt. Sieh, das begreift mir
keiner!
Doch der, (es war von seinen Dieben Einer,)

Gedenkt sogleich an den verstohlnen Schmaus,
Und bricht vor ihm in lautes Lachen aus.
Dieß Lachen macht Lacyden plötzlich klüger.
Sein Aug ist ihm hier nicht mehr der Betrüger.

Er denkt: „Wie leicht hat doch ein Mensch
„nicht Acht!
„Sieh nur, Lacyd, du hattest nicht bedacht,
„Daß sie den Ring beym Vorrath wieder fän-
„den.
„Nun sollen sie gewiß nichts mehr entwen-
„den.„
Lacydes setzt von nun an keinen Schritt
Aus seinem Haus; er nimmt den Ring stets
mit.
Vermag sie dieß vom Schmausen abzuschre-
cken?
Sie lassen sichs nur desto besser schmecken.

Was achten sie, ob es Verdacht erweckt,
Da allezeit sie seine Lehre deckt?
Der ihnen oft das Zweifeln angepriesen,
Hat sie dadurch zur Schalkheit unterwiesen.

Er, dessen Herz itzt Furcht und Hoffnung theilt,
Und der alsbald zum Vorrath ängstlich eilt;
Er findet hier sein Siegel abgerissen,
Und glaubt da viel, dort mehr noch, zu vermissen.
Er zürnt, er klagt, er droht, er schilt, er schwört,
Und jeder Knecht wird scharf von ihm verhört.
Wer hats gewagt, mein Siegel abzureißen?
Ists wohl erhört? Wer hat dich das geheißen?

„Welch

„Welch Siegel, Herr? Es war ja keines
„da.„
Du läugnest noch? „Ihr irrt.„ Ich weiß
es ja.
„Ihr wißt? Je Herr! Ihr wißt ja nichts.„
Man denke!
Wie unverschämt! Was für verruchte
Ränke!
Da mirs so frisch in dem Gedächtniß
schwebt,
Als thät ichs itzt. Ihr sollt . . . „Doch,
Herr, vergebt!
Gedächtniß? Wie? Gabt ihr nicht selbst die
Lehre,
Daß dieses Ding nur eine Meynung wäre?
Und Meynungen sind nichts, als ein Betrug.

Was that der Herr, den seine Lehre schlug?
Was Herren thun, die eingetrieben schweigen.

Er fieng itzt an, ein Amtsgesicht zu zeigen,
Ward zorniger, und schrie: Das gilt nicht
hier.
Kurz, schweiget still, und trennet mich
von mir;
Denn ich bin Herr, wenn ich mein Haus
regiere,
Und Philosoph, nur wenn ich disputire.

II. Der

II.

Der Papagoy.

Es hatte kaum mit vielem Weh und Ach
Ein Mann jüngst seine Frau begraben;
So wünscht er Trost in seinem Schmerz zu
haben,
Und sehnte sich, — Was meynet ihr? Wor-
nach?
Was gilts? Ihr werdets nicht errathen.
Nicht wahr? Ihr bildet euch wohl ein,
Was zu des Ehstands Ruhm schon so viel
Wittwer thaten,
Werd' auch von ihm geschehen seyn;

Daß

Daß er, um den Verlust recht schleunig zu er-
setzen,
Nach einer zweyten Frau sich umgesehn? —
O nein!
Das Glück der Eh wußt' er nicht sonderlich zu
schätzen,
Und das, warum ihr Tod ihm so beschwerlich
fällt,
Ist bloß der Abgang an Geschwätzen,
Den kann ein Papagoy ihm schon genug er-
setzen.

Er geht zum Kaufmann hin, der eine kleine
Welt
Von Vögeln mancher Art ihm vor die Augen
stellt,
Und was dabey vor allem ihm gefällt,
Ein ganzes Volk von Papagoyen,
Die keines Kenners Auge scheuen.

Sie

Sie schwatzen allesamt, und jeglicher davon
Hält im Geschwätz doch seinen eignen Ton.
Der ist ein frecher Lustigmacher;
Der ein gedankenloser Lacher;
Ein dritter weiß, süß wie ein Seladon,
Den Schönen zärtlich liebzukosen;
Ein vierter flucht noch ärger, als Matrosen;
Ein fünfter schimpft gleich jeden, den er sieht;
Der sechste pfeift sein Gassenlied.
Man wundert sich vielleicht, daß sie nichts klügers sagen!
Doch, da der Mensch sie unterweist,
Wie kann man da noch lange fragen?

Indem der Kaufmann jeden preist,
Steht oft bald hier bald da des Käufers Auge still,
Und, weil er gern den besten wählen will,

Verwirft er wieder den, den er sich erst erlesen.
Des Schönen ist hier allzuviel.
Wem wäre da die Wahl nicht schwer gewesen?

Zuletzt als einer sich im finstern Winkel zeigt,
Der ungesellig scheint, und stolz und altklug schweigt,
Spricht er: „Dort Menschenfeind! Du „schweigst? Bist du zu blöde?„
Ich denke desto mehr; war drauf die Antwort. „Hört!
„Hört, welche weise Gegenrede!
„Ist sie nicht eines Plato werth?
„Geschwind gebt her!„ So schreyt der Käufer, und mit Freuden
Zahlt er fast mehr, als man begehrt.

Er trägt in aller Eil ihn heim, und, wie er
meynt,
Wird jeder Papagoyenfreund
Um diesen Leibnitz ihn beneiden.

„Ein Vogel von so viel Verstand;
„Was wird nicht der für Weisheit fassen!
„Wie manchen Sittenspruch, den ich noch nicht
„gekannt,
„So gut, wie meine Frau, die doch so viel
„verstand,
„Mich unvermuthet hören lassen!„

So hofft er anfangs; doch er fand
In seiner Hoffnung bald sich schändlich hinter-
gangen.

Mit aller Müh war hier nichts weiter zu erlangen.
Fleiß, Zucker, Schmeicheln war vergebens angewandt.

Ich denke desto mehr, schwatzt er am frühen Morgen;
Ich denke desto mehr, wenn ihm sein Futter schmeckt;
Ich denke desto mehr, auch wenn ihn niemand neckt;
Ich denke desto mehr, so oft sein Herr voll Sorgen
Im Winkel sitzt, und sich vergißt;
Ich denke desto mehr, auch wenn er lustig ist;
Ich denke desto mehr, wenn er die Zeitung liest;
Ich denke desto mehr, am Abend, wie am Morgen.

Kurz, ob er gleich nicht denkt, so quält er das
Gehör
Doch durch sein ewiges Ich denke desto
mehr.

Du bist ein Gimpel! Schweig! sprach drauf
sein Herr im Eifer;
Doch ein noch größrer ist dein Käufer,
Daß er vor allen dich erlas,
Und deinen ganzen Werth nach Einem Worte
maß.

III. Der

III.

Der Esel und der Mops.

Ein plumper Geist lernt niemals leben,
Und wollen Tölpel artig seyn,
So ists, als fiel es Krüppeln ein,
Das lobende Geklatsch des Pöbels zu erstreben,
Und auf dem straffen Seil im Tanz den Fuß zu heben.
Die Ungezwungenheit ist nur,
Wenn hier mein Urtheil gilt, der Artigkeiten Seele;
Und diese schenkt bloß die Natur,
Nie aber ich mir selbst, wenn ich schon viel mich quäle,

Und mir die besten Muster wähle,
Aufmerksam auch auf jeder Reizung Spur,
Durch meinen Fleiß des Gröbern nicht verfehle.

Für unsern Geist schickt sich des andern Artigkeit,
So wie zu Herkuls Leib ein Frauenzimmerkleid.
Wie könnt ein Cato selbst des Lachens sich enthalten;
Wollt einst sich ein Husar sein bartichtes Gesicht,
Auf dem in fürchterliche Falten
Sich die verbrannte Stirne bricht,
Vor Spiegeln nach der Kunst mit Pflästerchen bekleben,
Die nur der Chloris Schönheit heben!
Und wenn die Fabel uns erzählt,

Daß,

Daß, bey dem Herrn sich recht beliebt zu ma-
chen,
Ein Esel Schmeicheleyen wählt,
Wer kann das hören, und nicht lachen?

* * *

Ein Mops in seinen besten Jahren,
Schön, munter, schmeichlerisch, gewandt,
In allen Künsten wohl erfahren,
Die man für Möpse je erfand;
Stund bey der Frau in großer Gnade,
Nahm sein besondres Polster ein,
Und trank mit ihr, als müßt es seyn,
Recht altklug seine Chocolade.

Die Kläger weihen ihm Gedichte;
Denn, wer Processe führt, ist schlau.
Der Mann regiert die Stadtgerichte,

Die Frau den Mann, der Mops die Frau.
Processe bald beglückt zu schliessen,
Kömmt man beym Mopse streichelnd ein;
Und, von der Frau geküßt zu seyn,
Muß selbst der Mann den Mops erst küßen.

Der Esel sieht in steten Freuden
Des Hündchens Lebenszeit vergehn.
Konnt ers wohl sehn, und nicht beneiden?
Den Esel möcht ich doch wohl sehn!
Des Fehlers durft er sich nicht schämen;
Da sich der Mensch ihn leicht verzeiht:
Wer mag wohl nach der Billigkeit
Ihn armen Eseln übel nehmen?

Er denkt: Ich muß die Lasten tragen,
Womit mein Treiber mich beschwert.
Man schlägt mich stets; und die mich schla-
gen,

Sind oftmals gleicher Treiber werth.
Könnt ich die Gunst des Herrn erschleichen!
Ach! wie erschlich ich sie so gern!
Lebt nicht mit Kind, mit Frau, mit Herrn,
Das Möpschen, wie mit seines gleichen?

Ihm stehet alles zu Gebote.
Es wird gestreichelt, und geküßt.
Warum denn nun? Es giebt die Pfote.
Je wenn es sonst nichts weiter ist!
Mein Elend ist gewiß gehoben:
Das sucht mein Herr wohl nicht in mir.
Es lebe doch ein kluges Thier!
Ich muß den Einfall selber loben.

Ey freylich! Wer wollt ihn nicht loben?
Der feine Scherz war sein Beruf;
Und das bewies er durch die Proben.
Wie artig schmeichelte sein Huf!

Den Herrn, der einst das Hündchen streichelt,
Stößt er damit ans Kinn, und schreyt;
Doch so, daß er aus Zärtlichkeit
Fast alle Zähn' ihm ausgeschmeichelt.

Der Herr erschrickt vor dieser Ehre.
Er spricht: Das Thier scherzt, glaub ich, gar?
Und giebt ihm durch den Stock die Lehre:
Bey Scherzen laufe man Gefahr;
Es sey die Gabe, zu gefallen,
Ein Vorrecht, das der Himmel giebt;
Und was die Welt an einem liebt,
Das liebe sie drum nicht an allen.

IV.

Der Kürbiß und die Eichel.

Gott machte, was er machte, gut.
Wer dächte wohl, daß selber manchen Christen
Die Philosophen dieß noch erst beweisen müßten!
Der Unverstand giebt Tadlern ihren Muth;
Was nicht ihr Wunsch gebeut, dünkt ihnen auch nicht gut.

Ja, ihrer Sache so gewiß,
Als irreten sie nie, entwerfen sie den Riß,

Nach welchem Gott allein die Welt erschaffen
sollen,
Wenn er sie gut erschaffen wollen.

Zu zeigen, wie dabey sich ihr Verstand vergißt,
Der Sklave, welchem stets ihr Wille nur befohlen;
Will ich nicht den Beweis aus Weltgebäuden
holen,
Die kein Astronomus ganz überzählt und mißt.
Ich machte sie nur stolz. So wichtige Beweise
Verdienen diese Thoren nicht.
Es triumphirte nur ihr lächelndes Gesicht.
Die Zweifel hielten sie für triftig, sich für
weise.
Wenn man sie widerlegt, darf man nicht die
Natur

Erst ganz dazu zu Hülfe nehmen.
Nein! Solche Tadler zu beschämen,
Brauchts einer schlechten Eichel nur.

Ein Kürbiß, dessen Last den Stengel fast zerknickte,
Ob sie die Erde gleich, die dieser Kürbiß drückte,
Dem Stengel tragen half, reizt einen Bauersmann
Zu einem gleichen Tadel an;
Der mit dem niedern Stand, den ihm das Glück beschieden,
Ja, außer sich, mit allem unzufrieden,
Und halb und halb ein Freygeist war.

Ein Freygeist? Was? Ja! ja! Dieß werden zwar
Viel starke Geister hoch empfinden.

Und denken: „Wie? Nun will man gar
„Freygeister unter Bauern finden?
„Freygeister unter dummen Bauern!
„Ist das noch je erhört! Der Dichter, wie es
„scheint,
„Ist auch ein albrer Pfaffenfreund. „

Beleidigt sie mein Vers: So muß ich es
bedauern.
Ich sag' es nach, wie's die Geschicht erzählet.
Zudem, wie schickt sich das für einen starken
Geist,
Der öfters, was man ihm aufs bindigste be-
weist,
Mit zu den Vorurtheilen zählet,
Daß er der Städter Vorurtheil,
Als hätten Bauern nie an Witz und Einsicht
Theil,
Sich auch zu seinem Grundsatz wählet?

Gesetzt indeß, was doch kein Kluger glaubet,
Die Bauern wären alle dumm!
Ist jeder denn dadurch der Fähigkeit beraubet,
Ein starker Geist zu seyn? —— —— Warum?
Verwehrt die Dummheit wohl, nebst viel Vermessenheit
Viel Zuversicht zu sich zu haben?
Doch ich verirre mich zu weit.

Dem Bauersmann demnach, der stolz auf seine Gaben,
Und, um sein Pfund nicht zu vergraben,
Im Urtheil immer schnell und unbescheiden war,
Schien unter andern auch die Ordnung sonderbar,
Daß eine von den schwersten Früchten
An Stengeln hieng, die nie sich in die Höhe richten.

Er sprach: Woran hat hier der Schöpfer doch
gedacht?
Wie ungeschickt ist nicht der Kürbiß angebracht!
Ein großer Kürbiß auf der Erde!
Wozu? Damit er schmutzig werde?
Hieng er an Sträuchern noch: So gieng es
eher hin.
Ach Schade, daß ich nicht dabey gewesen bin!
Ganz anders hätt' es werden sollen.
Meintreu! An Eichen nur hätt' ich ihn hängen
wollen.
Das wäre was! An Eichen! Ja!
Das hätte doch noch ein Geschicke.
Wofür stehn denn die großen Bäume da?
Was hängt an ihnen? Nichts beynah!
Denn ihre Frucht ist ja kaum fingersdicke.
Für ein so großes Ding lohnt sich das nicht
der Müh.

Der arme Stengel hier trägt über sein Vermögen.
Wär ich, wie Gott! Ich machts, ich weiß schon, wie?
Ich nähm ihm seine Last. An Eichen hieng ich sie.
Die Eicheln gäb ich ihm dagegen.
So läge doch der Kürbiß nicht im Staube.
Gott hat sich ganz gewiß versehn.
Zwar wenn ich meinem Pfarrer glaube:
So muß das Gott allein verstehn;
Doch der schwatzt viel, das ich nicht glaube.

Dieß saget Hanns, und brüstet sich dabey,
Weit mehr als Velten * sich in seiner Schenke brüstet,
Wenn er auf Englands Zauberey,

Und

* Es geschah eben dazumal der Einfall des Prätendenten in England.

Und Hollands Parlament entrüstet,
Bey seiner Ehre theuer schwört,
Daß, wenn man ihm nur folgen wollte,
Der Prätendent, der Flandern itzt verheert,
Gar bald vertrieben werden sollte.
Hanns denket: „Wärest du der Welt nur mehr
bekannt.
„Das ist gewiß! Du hast Geheimderathsver-
„stand!
„Und könntest du in Büchern lesen,
„Ein Doctor wärst du längst gewesen.
„Ja, mancher wünschte sich so klug, wie ich,
„zu seyn.
„Ganz gut! Wenn man davor nur ruhig schla-
„fen könnte.

Weil sein Verstand des Nachts ihm wenig
Schlaf vergönnte,
Kam ihm die Lust zu schlafen ein.

Hanns wirft sich drauf bey einem Eichbaum
nieder.
Er schläft, doch schnell erwacht er wieder;
Denn einer Eichel Schlag, der seine Nase traf,
Vertreibt auf einmal allen Schlaf.
Er fasset ins Gesicht, und fühlt, die Nase
blutet.
Er findet hier die Eichel noch,
Und spricht: Ey! ey! Man denke doch!
„Wer hätte die Gewalt von Eicheln wohl ver-
„muthet!
„Wie übel wäre mirs ergangen;
„Wenn eine Gurke nur statt ihrer dran gehangen!
„Wenn nun ein Kürbiß gar — Mein Einfall
„war sehr schlecht.
„Nun seh ichs; Gott hat doch wohl Recht.

V.

Der sterbende Freygeist.

Ein Freygeist lernte plötzlich beten.
Wer dieß Geschlecht nur kennt, stimmt mit mir überein.
Der Freygeist mag, bey Narren groß zu seyn,
Der eignen Wohlfahrt Pflicht mit Frechheit übertreten;
Er glaubt so gut, als wir, den Schöpfer der Natur;
Und die Verbindlichkeit zu beten.
Zu fühlen, daß er glaubt, brauchts einer Krankheit nur.
Die hilft geschwind ihm auf die Spur.

Mich wunderts nie, daß oft die Krankheit,
eh mans glaubet,
Dem starken Geist die Stärke raubet;
Denn, wer die Eigenschaft verliert,
Die seine Kunst von ihm am nöthigsten ver-
langet,
Verliert die ganze Kunst. Die durch den Putz
gerührt,
Rührt dann nicht mehr, wann sie nicht mehr
mit Kleidern pranget.
Dem Maler, dem der Staar die scharfen Au-
gen nimmt,
Nimmt er die Macht, Papier durch Farben
zu beseelen.
Der Tänzer, den das Alter krümmt,
Wird sich umsonst um Capreolen quälen.
Der Dichter, dessen Stirn die Runzeln schon
entweihn,

Rührt unser Herz nicht mehr, und reimt ver-
gebens rein.
Zur Handarbeit, zu Bavens Schmierereyen,
Und zu des Freygeists Spöttereyen,
Will ein gesunder Körper seyn.

Doch fast vergeß' ich zu erzählen.
So wenig kann es uns, wenn sich ein starker
Geist
In seiner ganzen Stärke weist,
Am Stoffe zu Satyren fehlen.

* Der Freygeist fühlt, daß sich der Schmerz
der Krankheit mehrt;
Drum ist er mehr, als halb, bekehrt.
Der Mund, aus dem sonst nichts, als Läste-
rungen, giengen,

Fängt an, so laut er kann, zu singen.
Obs ihm gleich sonst, nach seinem weisen
Spott,
Die größte Thorheit schien, (gesetzt, es wär'
ein Gott,)
Mit seiner Bitt' ihn anzusingen;
So denkt er nunmehr gar, den Himmel aufzu-
singen,
Den er zuvor so sorgenlos,
So lang er ungestört des Glückes Gunst ge-
noß,
Durch jeden Frevel sich verschloß.
Die Ehrerbietigkeit, mit der er achtsam schwei-
get,
Da ihm ein Priester itzt den Weg der Buße
zeiget,
Ist, bey der dringenden Gefahr,
So groß, als sonst sein Leichtsinn war,

Mit der er Priestern gern des Ansehns Ehr
entwandte,
Sie finstre Köpfe schalt, und schwarze Män-
ner nannte.
Gesalzner Scherz, du bist des feinen Witzes
werth,
Den man in starken Geistern ehrt!

Wie fühlt er itzt in sich die Unruh banger
Reu!
Wie kläglich, wie gebeugt gesteht er die Ver-
brechen!
Drauf fährt der Priester fort, ihm tröstend zu-
zusprechen,
Und macht ihn von der Last der schwersten
Sorgen frey.

Der Freygeist seufzt: „Vielleicht könnt ich
„noch hoffen!
„Die Zuflucht zur Barmherzigkeit,
„Die, wie du sagst, in Christo gern verzeiht,
„Stünd auch vielleicht noch mir, mir großem
„Sünder, offen!
„Doch ach, mein gottlos Buch kann mir Gott
„nicht verzeihn.
„Auch todt werd ich dadurch noch ein Verfüh-
„rer seyn.
„Warum ließ ich mich doch ein eitles Lob ver-
„leiten,
„Die Biebel tollkühn zu bestreiten?

Er sprichts, und seufzt. Der Priester ruft
ihm zu:
O wüßtest du, wie sehr es mich erfreuet,
Daß deine Thorheit dich gereuet,
Mein Freund, doch darum stirb in Ruh.

Den Zweifel laß dich nicht sehr rühren;
Dein Buch hat freylich ja die Absicht, zu
verführen,
Ist gegen Gott und Menschen ungerecht,
Jedoch, zu deinem Glücke, schlecht.
Selbst Schwache wirds nicht leicht ver-
führen,
Und ohne Zweifel bald sich aus der Welt
verlieren.

Doch dieser Trost gefällt dem Freygeist nicht.
Dieß Urtheil scheint ihm zu vermessen.
Gebet und Buße sind vergessen.
Er öffnet noch das Auge, das schon bricht;
Der Zorn lehrt ihn die Kräfte sammeln,
Und mit halbtodtem Munde stammeln:
„Mein Buch wär schlecht? Du urtheilst treff-
„lich schön!

„Mein Buch verführte nicht? Du magst es
„recht verstehn!
„Wohlan! Beweis' es mir. Doch nein! Die
„blinden Pfaffen
„Sind zu Beweisen nicht geschaffen;
„Und, wer um ihren Beyfall wirbt,
„Ist dumm = = = Er stocket, knirscht, und
stirbt.

VI.

Das Allmosen.

Den Mann, der itzt die Leser lehren soll,
Den hätten sie sich wohl am wenigsten versehen.
Schickt sich der große Mann, der, ganz von Glauben voll,
Der Vorurtheile Strom gewagt zu widerstehen;
Der, so erzürnt auf ihn auch Well' auf Welle stieß,
Fest stund, und nie sich niederreißen ließ,
Und, ob gleich Bann und Acht ihn trafen,
Nur desto muthger ward, den Irrthum zu bestrafen;

Schickt sich der große Mann, der auch noch dann beherzt
Des Irrthums Säulen umgerissen,
Wenn er gleich ganz allein sie niederreißen müssen,
Wohl in Erzählungen, in denen man oft scherzt?

Des frommen Luthers Ruhm und Lehre,
So werden finstre Köpfe schreyn,
Durch Narrentheidinge, durch Fabeln zu entweihn?
Was meynt ihr? Ist das zu verzeihn?

Und dennoch könnt es möglich seyn,
Daß Luther selbst nicht ihrer Meynung wäre.
Ich wette drauf, er würde mirs verzeihn,
Und rechnete sich das wohl gar zur Ehre,
Worüber sie so ängstlich schreyn.

Ihm wäre wenigstens die Fabel nicht zu klein,
Da auch in ihm der Geist der Dichtkunst
brannte,
Und er insonderheit den Werth der Fabel
kannte. *

Was

* Den Beweis davon kann man in Luthers Werken häufig finden; wie er denn selber eine Anzahl äsopischer Fabeln übersetzet und in Druck gegeben. Ich will einige Stellen davon hier anführen. „Wie könnte man ein feiner Buch in „weltlicher heidnischer Weisheit machen, denn „das gemeine albre Kinderbuch, so Aesopus heißt? „Ja, weil es die Kinder lernen, und so gar ge„mein ist, muß es nicht gelten, und läßt sich „jeder dünken wohl für Doctor werth, der noch „nie eine Fabel darinnen verstanden hat. Lu„ther im VI. Th. der Altenburg. Werke. „a. d. 204. S. Von äußerlichem Leben in der „Welt zu reden, wüßte ich, außer der heiligen „Schrift, nicht viel Bücher, die diesem über„legen seyn sollten, so man Nutz, Kunst und „Weisheit und nicht hochbedächtig Geschrey „wollte ansehen; denn man darinnen unter „schlechten Worten und einfältigen Fabeln, die „allerfeinste Lehre, Warnung und Unterricht fin„det, (wer sie zu brauchen weiß.) = = = = Ich

„halte,

Was braucht es mehr? Den finstern Köpfen
Erlaub ich es, daß die mich schmähn.
Genug! Ich weiß, das wird von denen nicht
geschehn,
Die, Luthern gleich, der Fabel Werth ver=
stehn.

Als

„halte, es sey etwan durch viel weiser Leute Zu=
„thun Stück nach Stück zu Haufen gebracht,
„und endlich etwan durch einen Gelehrten in
„solche Ordnung gestellet, = = = = Doch mögen
„die, so den Aesopum zum Muster erdichtet ha=
„ben, und sein Leben dermaßen gestellet, viel=
„leicht Ursache genug gehabt haben, nämlich,
„daß sie, als die weisen Leute solch Buch, um
„gemeines Nutzens willen, gern hätten jeder=
„mann gemein gemacht, (denn wir sehen, daß
„die jungen Knaben und jungen Leute mit Fa=
„beln und Mährlein leicht bewegt,) und also
„mit Lust und Liebe zur Kunst geführet würden
„u. s. w. = = = Darum haben solche weise hohe
„Leute, die Fabeln erdichtet, und lassen ein
„Thier mit dem andern reden, als sollten sie sa=
„gen: Wohlan, es will niemand die Wahrheit
„hören und leiden, und man kann doch der
„Wahrheit nicht entbehren, so wollen wir sie
„schmü=

Als er und Jonas einst, um frische Luft zu
schöpfen,
Ins freye Feld spazieren gehn;
Sieht er sich bald umringt von Armen,
Die demuthsvoll um eine Gabe flehn.
Wie konnt ein Mann, wie er, wohl Arme bit-
ten sehn,
Ohn ihrer gleich sich zu erbarmen?
Er

„schmücken, und unter einer lustigen Lügenfar-„be und lieblichen Fabeln kleiden, und weil man „sie nicht will hören durch Menschenmund, daß „man sie doch höre durch der Thiere Mund. So „geschichts denn, wenn man die Fabel lieset, „daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem an-„dern die Wahrheit sagt, ja zuweilen der gemal-„te Wolf oder Bär oder Löwe im Buche dem „rechten zweyfüßigen Wolf und Löwen einen gu-„ten Text heimlich lieset, den ihm sonst kein „Prediger, Freund, noch Feind lesen dürfte.„ S. Etliche Fabeln aus Aesopo, von D. M. Luthern verdeutscht, samt einer schönen Vorrede von rechtem Nutz und Brauch desselben Buchs, jedermann, wes Standes er auch ist, lustig und dienlich zu lesen. Im V. Th. der Altenb. Werke. a. d. 403. u. 404. Seite.

Er giebt, so viel er geben kann.
Das hätten wohl auf noch so vollen Gassen
Die frommen Reichen unterlassen,
Die um ein christlich Lob was übriges gethan.
Er läßt sie noch dazu nicht erstlich übel an;
Und, weil des milden Mannes Gaben
Kein Unmuth ihren Werth entzieht:
So macht ers nicht, wie die, bey deren Gaben
Man gleich aus ihren Runzeln sieht,
Wie viel sie itzt gegeben haben.

Auch Doctor Jonas giebt, der ein Gelehrter zwar,
Doch lange noch kein Luther war.
Er schenket ihnen gern, und spart zur Unzeit nicht;
Doch, da er noch, indem er schenket,

Nicht allzu doctormäßig spricht:
Wer weiß, wo Gott dafür mich künftig
noch bedenket!
Gefällt dieß dem Gefährten nicht.
Der edle Luther sagt: Warum nun künftig eben?
Gerad', als hätt' es euch Gott nicht voraus
gegeben.

So neu auch dieser Satz vielleicht den mei-
sten klingt:
So fürcht ich doch, daß es der Neuheit nicht
gelingt,
Daß sie ihn je in Ansehn bringt.
So willig wir sonst sind, dem Neuen anzuhän-
gen:
Wird sich doch niemand leicht zu diesem Satze
drängen,

Zum mindsten sind gewiß die Reichen wider
ihn.
Sie hätten dann von dem, was ihnen Gott
verliehn,
Den Armen Schulden abzutragen?
Da sie, erpreßt einmal ein Armer was davon,
Noch eh er es erpreßt, von Gottes Seegen
schon
Die Interessen überschlagen?

VII.

Der Hund und der Ochse.

Die Misgunst und der Geiz sind zwey verwandte Laster,
Und sie bekriegen uns in fester Einigkeit.
Stets ist ein Herz, das sich dem einen weiht,
Zum günstigen Empfang des andern auch bereit.
Den geizgen Orgon macht der Neid
Noch geiziger, doch auch verhaßter.
Er spart nicht Meineid und Betrug,
Und sammelt Geld, es zu vergraben.
Er habe noch so viel; er hat doch nicht genug,
So lang auch andre noch was haben.

Er, Hüter seines Gelds, hält stets, wie Aesons Drache,
Bey seinem goldnen Bließe Wache,
Weil, was er selbst nicht nützt, kein andrer nützen soll.
Er und Aesopens Hund sind gleicher Thorheit voll,
Der unbefohlen Heu bewachte,
Der seinen Schober nicht verließ,
Und, als des Hungers Trieb ein Rind zum Heue brachte,
Ihm bellend seine Zähne wies.

Dort redete den Hund der Ochse zornig an:
Wie thöricht ist der Neid, der geizig mir verwehret,
Was dir nicht nützt, was keine Hunde nähret,
Und was doch Rindern nützen kann!

Fast eben so kann man zum Orgon sagen:
Was hast du doch für Lust, dein eignes Herz zu plagen?
Du ruhtest nicht, bis du gewannst,
Was du, du Hungerer, doch nicht gebrauchen kannst.
Dein Schatz, der dich so manchen Schweiß gekostet,
Liegt müssig nun im Kasten, und verrostet.
Du Narr! laß andern doch, die klüger sind, als du,
Das Geld, das dir nicht nützt, den Räuber deiner Ruh.
Itzt gönnet es dein Neid auch nicht einmal den Erben,
Jedoch ihr Trost ist: Du wirst sterben.
Wie werden sie sodann sich deiner Thorheit freun!

Itzt könntest du noch Dank erwerben.
Sie werden, wenn du stirbst, noch deine
Spötter seyn.
Du willst nicht? Wohl! So geh, sperr es
noch fester ein!
Laß hundert Schlösser es verschliessen.
Die Erben werden sie schon einst zu öffnen
wissen.

VIII.

Der Esel in der Löwenhaut.

Wie sehr betrügt sich der, der nur dem
Scheine traut!
Ein Esel prangt' einmal in einer Löwenhaut,
Und dachte; Wunder, wer er wäre.
In diese Haut hatt' ihn der Dörfer Moliere,
Der, was er spielte, selbst erfand,
Ein Held im Aberwitz, ein zweyter Reibe-
hand,
Zu einem Schauspiel eingenäht,
Den Pöbel zu erfreun, der sich bey Possen
freuet,
Der gern um seines gleichen steht,

Wenn er Hannswurſten ſieht, den Groſchen
nicht bereuet,
Sich nur zu Puppenſpielern drångt,
Und, wo ein Koch entzůckt, die Kỏpfe ſchlåfrig
hångt.

Hier mỏcht ich allzuweit in meinem Eifer
gehn,
Und vielen Deutſchen nicht verheelen,
Die, weil ſie vornehm ſind, ſich blåhn,
Sie wåren auch ſodann dem Pỏbel zuzuzåhlen,
So weit ſie ſich auch ůber ihn erhỏhn,
Und alſo fahr ich fort, vom Eſel zu erzåhlen.

Er war dem Herrn entwiſcht. Um auch ein-
mal zu ſchrecken,
Eilt er in einen Wald, der bey dem Dorfe liegt;

Und seine Löwenhaut betrügt.
Gleich liefen Reh und Hirsch, sich furchtsam zu
verstecken;
Und selbst das wilde Schwein vergaß den
Ungestüm,
Sah ihn mit Ehrfurcht an, und zitterte vor
ihm.

Verstellung kann ja wohl im Anfang leicht
berücken.
Doch kleinen Geistern laßt sie noch so trefflich
glücken!
Die Eitelkeit wird bald durch plötzliches Ent-
zücken
An ihnen zur Verrätherinn.
Den Esel riß die Freude hin.
Gleich hatte sich die ganze Furcht verloren.
Die Thiere sahen ihn mit Spott und Lachen an,

So bald sie aus des Löwen Ohren
Die langen Ohren kommen sahn.

Ein Thor, den hohe Würden schmücken,
Vermag uns öfters zu berücken.
Er scheint uns wirklich groß zu seyn:
Jedoch er mag sich nur, um Ehrfurcht zu erwecken,
In seine Löwenhaut verstecken,
Es werden ihn die Ohren bald entdecken,
Und er wird wieder klein.

IX.

Zwey Maulthiere.

Ein Maulthier fieng sich an so vornehm zu
geberden,
Als ob Bucephalus sein erster Ahnherr wär,
Es schüttelte, gehört zu werden,
Stolz seine Glöckchen hin und her.
Es warf den Hals empor, als wollt es allen
sagen,
Es stritte ganz gewiß den Rang den Pferden
ab;
Kurz es verrieth durch seinen stolzen Trab,
Daß es ersehn war, Geld zu tragen.
Es glaubte fest, von seinem Gelde voll,

Es sey durch seine Last weit glücklicher zu preisen.
Ich tadle nicht dieß Thier, denn, wenn ichs tadeln soll,
So muß ich es auch dem Oront verweisen,
Daß es ihm einfällt, sich zu blähn,
Da ihn das Glück doch nur ersehn,
Das Geld zu zählen, zu bewachen,
Und dann damit die Erben reich zu machen.

Wie er verachtungsvoll auf einen Armen blickt:
Glaubt dieses Maulthier auch, durch seinen Stolz berückt,
Daß es sich kaum für seine Würde schickt,
Ein andres neben sich nur seitwärts anzusehen.
Es schämt sich neben ihm zu gehen;
Weil eine schlechtre Last es drückt.

Es trägt nur Korn, und geht vor seinem Treiber
Mit stillem Schritte hin. Indessen brechen Räuber,
Schnell, ehe beide sichs versahn,
Aus ihrem Hinterhalt, in den sie sich verborgen.
Sie fallen ihren Treiber an,
Erwürgen ihn, und bloß, weil sie besorgen,
Daß ihnen unterm Mord das Geld entgehen kann:
So stoßen sie vorher das stolze Maulthier nieder;
Sie nehmen drauf das Geld, das sie zur That bewegt.
Den Kornsack, und zugleich das Maulthier, das ihn trägt,
Verachten sie, und gehen wieder.

Da das Beraubte weint, und sterbend noch
im Zorn
Das Schicksal schmäht, das dieß verhangen:
Spricht sein Gefährte drauf: Ich habe noch
mein Korn,
Auch hab ich keine Wund' empfangen.
Zwar weiß ich, daß es nicht aus Ehrfurcht
unterblieb.
Ich mochte zu verächtlich scheinen;
Doch dafür darf ich auch nicht meinen Tod be-
weinen,
Und die Verachtung ist mir lieb.

Viel Kasten Gold sind stets Gefahren aus-
gesetzet,
Wenn ihre Niedrigkeit die Niedrigen beschirmt.
Doch wird der Reichthum stets des Neides
werth geschätzet.

Wie mancher kennet nicht sein wahres Glück,
und stürmt
Den Himmel Tag vor Tag durch ungestüme
Bitten,
Mit Reichthum ihn zu überschütten.
Und wenn er nun den Wunsch erringt; was
dünket euch?
Wird seine Habsucht nicht damit sich selbst be-
strafen?
Arm schläft er gut. Er wünscht sich reich,
Wozu? Unruhiger zu schlafen?

X. Das

X.

Das ausgerechnete Glück.

Durchgängig herrscht der Wunsch nach Glücke,
Und keiner denkt daran, wie leicht er uns berücke.
Ein jeder glaubet, was er hofft.
Der Wunsch nach Glück, den wir doch schon so oft
Auf dem Betrug ertappet haben,
Betrügt das Kind, und leichter noch den Knaben.
Ihm glaubt noch ehr der Mann, noch williger der Greis.

O wie gelehrt könnt ich hier den Beweis
Aus hundert Büchern wohl entlehnen!
Wie sollten meine Leser gähnen!
Doch dieses überlaß ich denen,
Die sich nach Cleons Ruhme sehnen,
Der sich zu sagen schämt, was ohne schweren Fleiß
Auch wohl ein Unstudirter weiß.
Und itzt sey, ohne Grävs in Noten zu erwähnen,
Ein Tagelöhner mein Beweis,
Der das, was er des Tags verzehrte,
Sich erst, und zwar mit Noth denselben Tag erwarb,
Und der doch herzlich gern Carossen rasseln hörte,
Und, wenn er Reiche sah, fast vor Verdrusse starb,
Daß er nicht auch, wie er wohl wollte,
In schönen Kleidern gehn, und stolz sich brüsten sollte.

Man

Man thut nicht unrecht, wenn man schließt:
Der Hochmuth, der doch sonst ein vornehm Laster ist,
Sey nicht bloß reichem Pöbel eigen.
Mein Michel kann genug bezeugen;
Er könn auch Tagelöhner blähn,
Und armen Micheln oft auch in die Köpfe steigen.
Vielleicht wird mancher hier in Schlüssen weiter gehn,
Und glauben, daß auch wohl noch außer seinem Neide
Und außer seinem Stolz, die Kunst, bey andrer Leide
Mit trocknen Auge zuzusehn;
Die Gabe, Leute gut zu plagen;
Die Gabe, bey der Pracht den Aufwand nicht zu scheun,
Und für den Unterthan ein theurer Narr zu seyn,

In Micheln schon unausgewickelt lagen;
Und itzt den Augen nur entflohn,
Weil Niedrigkeit und Armuth sie verbargen.
Ich kann es keinem nicht verargen.
Ich schließe selber so. Oft wiesen sie sich schon,
Wenn er den armen Mitarbeitern
Befahl, und zwar mit Unverstand befahl.
Denn sein Gesicht schien sich nach diesem alle-
mal
Vor Selbstzufriedenheit durch Lächeln aufzu-
heitern.
Ich glaube kurz und gut, ohn ihm zuviel zu
thun,
Daß er sich recht zum Reichen schickte.
Das sagt genug.

Wen wundert es wohl nun,
Daß Michel, da es ihm, ich weiß nicht wie,
einst glückte,

Daß eine Nachtigall von ihm gefangen ward,
Das Glück, auf das er längst geharrt,
Schon mit der Nachtigall, der er die Freyheit raubte,
In seiner Hand zu halten glaubte.

Er dachte: Ja gewiß! Dem Vogel seh ichs an,
Daß er vortreflich schlagen kann.
Er ist ja gar zu schön, und für ein solches Thier
Hat unser Herr wohl eh zwölf Thaler hingegeben.
Von Steffen weiß ichs noch. Warum glückt es denn eben
Nur unserm Steffen, und nicht mir?

Nun! Die zwölf Thaler hätt ich dann!
Nur fragt sichs, wie sind die recht weislich anzulegen? —

Zu Pferden? — Ja, des Nutzens wegen
Wär es ganz gut. Doch nein! Das geht nicht
an.
Sie fressen manchem sein Vermögen.
Wozu denn? — Könnte mirs nicht der Verwalter sagen,
Der sich so reich gemacht? Er ist darinnen
klug.
Doch bin ich nicht ein Narr? Was soll ich
andre fragen?
Hab ich nicht selbst Verstand genug?

Auf Michel! Denke nach! Der Einfall wird
schon kommen. —
Ha! ha! — Vortreflich! Ja! Das heiß ich
listig seyn.
Ich dacht es wohl, er würde schon noch kommen.

Was lange währt, wird gut. Wie will ich mich
nicht freun?
Zwo Kühe schaff ich mir. Die wären also
mein.

Nun weiter! Wenn ich erst davon die Nu-
tzung ziehe;
(Und die ist warlich auch nicht klein)
So kalbet jede Kuh. Aus Kälbern werden
Kühe,
Und Kühe würdens doch wohl seyn.
So wären denn mit leichter Mühe,
(Denn zwey und zwey macht vier,)
Vier fette Kühe mein.

Vier Kühe? Meinertreu! Die sind nicht zu
verschmähn.
Sie sind zwar freylich wohl noch keine ganze
Heerden.

 Geduld!

Geduld! Laßt denn drey Jahre nur vergehn!
Da soll es erst gar anders werden.
Was gilts? Da nimmt mein Reichthum sichtlich zu.
Denn nach drey Jahren kalbt auch jede junge Kuh,
Wenn in der Zwischenzeit die Alten jährlich kalben;
So daß im vierten Jahr nun schon acht Kühe kalben,
Und übers sechste Jahr schon sechzehn Kühe kalben.
Ist eine gleich dabey, die nicht kalbt; meinethalben!
Was schadet das? Zudem wird das auch nicht geschehn.
Das wären also — Laßt doch sehn!
(Die Stücken mitgezählt, die noch nicht trächtig gehn;

Denn mit der Zeit sinds alle Kühe;)
Das wären übers dritte Jahr,
Wenn meine Rechnung richtig war —
(Erst vier — und dreymal vier — und da-
zu noch acht Kühe —
Wahrhaftig ja! Es trifft aufs Haar!
Man denke!) Vier und zwanzig Kühe.
So bald? Denn wie geschwind vergehen nicht
drey Jahr?
So bald und mit so wenig Mühe?
Ach Michel! Vier und zwanzig Kühe!
Was fängst du denn mit so viel Kühen an?
Da bist du ja im Dorf der reichste Bauers-
mann.

Doch damit ists noch nicht gethan.
Die Hälfte, die verkauf ich dann,
Und das gelöste Geld leg ich auf Acker an.
Den aber wird mir Gott schon seegnen.

Was andern schon begegnet ist,
Das kann ja wohl auch mir begegnen.
Ich bin ja, denk ich, auch ein Christ;
Denn sänn ich mich auch todt, so wüßt ich in der That
Den Sonntag nicht, da ich den Gottesdienst versäumet.
Wenn mir vom Diebstal auch manchmal geträumet hat:
So hat mir doch davon nur bloß geträumet.

Ich halte dann mein Korn zurück,
Und schütt es auf; darauf steht keine Strafe.
Dann wird ein theures Jahr. Denn meistens kömmt das Glück
Dem, dems Gott geben will, im Schlafe.
Zur Bitte geb ichs dann; doch um den höchsten Preis;

Und im Verkauf wird auch mein Vortheil nicht
vergessen,
Denn, wers nur recht versteht, der weiß
Mehr, als er hat, heraus zu messen.

Das alles bringt nicht wenig ein.
Dann kauf ich mir bey Leipzig eine Schenke,
Weil ich, wie unser Wirth, da gut zu schneiden
denke;
Denn wer kann immer ehrlich seyn?
Ein mäßiger Betrug pflegt schon noch mitzu-
gehen.
Die Sünd ist ja nur klein, wenn man sie auch
begeht;
Wird doch darauf nicht gleich die Hölle stehen,
Da ja der Galgen auch nicht auf acht Gro-
schen steht.
Ein Wirth hat überdieß noch Mittel außerm
Schneiden.

Gehts

Gehts nicht am frömmsten zu: Was geht denn
mich das an?
Wenn es der Junker leiden kann:
So kann es ja der Wirth wohl leiden.

Nach drey, vier Jahren drauf verkauf ich
Schenk und Feld,
Zieh in die Stadt, und leih den Armen
Um zwölf Procent, doch nur auf Pfänder, Geld;
Denn fremder Noth soll man sich ja erbarmen:
Man macht zwar sehr viel Wesens draus,
Weil auch wohl ohne Pfand die Christen lei-
hen sollen.
Doch wenn leiht unser Pfarr wohl ohne Pfand
was aus?
Der wirds doch auch verstehn, und selig wer-
den wollen.
Stets hat er zwölf Procent genommen,
Und keinem was daran geschenkt.

Wo der einst hinzukommen denkt,
Da denk ich auch einst hinzukommen.

Vortrefliche Moral! Die Sache selber zwar,
So sehr sie auch empört, war leider! dennoch wahr.
Die schöne Folge draus ist gleichfalls, wie ich denke,
Bey einem Michel wohl nicht eben wunderbar.
Dergleichen Weisheit wohnt in einer jeden Schenke.
Doch das vielleicht scheint manchem wunderbar,
Daß es nicht Weisheit aus der Schenke,
Nein, Weisheit seines Junkers war.

Nun ist ja Michel reich. Was wird er weiter denken?
Er denkt: Dann soll mein Staat die Rathsherrn alle kränken.

Ich werde für mein Geld wohl gar ein Edelmann.
Der Herr von Michel? Ey! Wem stünde das nicht an?
Der Tagelöhner, der sein Brodt mit Müh gewann,
Ist nun ein Herr, der auch auf seine Titel trotzet.
Wie schön wird das nicht seyn, wenn ich da sagen kann:
Kerl, hört ihr nicht? Das Kleid, das so von Golde strotzet!
Wie schön wird das nicht seyn, wenn dann ein jeder spricht:
Kennt ihr den gnädgen Herrn, den Herrn von Michel, nicht?
Der Herr von Michel wird kein Narr seyn, und noch gehen.
Er wird sich auch in Kutschen blähen.

Sodann erfährt der Hof, das alles von mir
spricht.
Dann will ich mich erst recht geberden,
Denn ich kann noch, wer weiß was, werden.
Ein Dummkopf bin ich doch auch vor dem
Geyer nicht.
Doch soll der Hof mich erst recht bitten müs-
sen.
Die, die er schickt, will ich kaum grüssen;
Sie sollen noch dazu mir erst die Füße küssen.
Wenn man mich gnug gebeten hat,
So will ich mich nach Hofe fahren lassen.
Um mich zu sehn, läuft alles auf die Gassen;
Da werd ich ein Geheimderrath!
Ha! ha! Geheimderrath! Geheimderrath!
Denkt an!
Wär ich das, wenn dabey nicht mein Verstand
gethan?

Kömmt dann einmal mein Junker nur,
Mir unterthänig aufzuwarten;
Mein Seel! Das ist ein hoher Schwur!
Den laß ich ganze Stunden warten.
Ich krieg ihn, daß er jüngst mich einen Bengel hieß,
Und gar ins Loch mich stecken ließ.
Hört, sprech ich gleich: Ihr Bengel, könnt ihr warten?

Gräfinnen werden sich bemühn,
Mich listig in ihr Garn zu ziehn.
Sie werden mir die Hand zerküssen,
Daß ich sie nehmen soll. Ja! laßt sie schönstens grüssen!
Der Herr Geheimderath ist dazu allzu schlau,
Und eine Gräfinn wird gewiß nicht seine Frau.
Kömmt eine Herzoginn; so kann das ehr geschehen.

Frau Herzoginn, wir wollen sehen.
Sie warte nur. Kömmt Zeit, kömmt Rath.
Wenn sie alsdann ein Herzogthum nur hat:
So will ich ihr mein Jawort geben.

Wie lustig wird dann nicht Herr Herzog Michel leben!
Dann drück ich die, die mich vordem gedrückt;
Doch will ich mich mit Arbeit nicht vermengen,
Und wer sich nicht vor mir bis auf die Erde bückt,
Den laß ich auf der Stelle hängen.
Dann will ich rund um mich die großen Herren sehen.
Dann will ich meine Noth vergessen,
Und täglich Schweinebraten essen,
Und täglich in die Schenke gehn.

Doch pfuy! Ich weiß nicht, was ich denke:
Wie komm ich wieder auf die Schenke?
Das würde gleich für einen Herzog stehn!
Nein! Meine Frau soll mir den Wurzner holen,
Ich spreche: Hole Bier! Nun Frau? Was heißt denn das?
Du gehst noch nicht? Du stolze Närrinn, was?
Du willst nicht thun, was dir dein Herr befohlen?
Was? Eingebildtes Mensch? Du darfst noch murren? Du?
Geh diesen Augenblick! Geh! Geh! Sonst schlag ich zu.

Hier kann der Herzog sich nicht fassen,
Er öffnet seine Hand, von Wut ganz ausgelassen,

Um

Um die Frau Herzoginn zu schlagen, daß sies
fühlt.
Der arme Schelm hat aus der Acht gelassen,
Daß er in dieser Hand sein Herzogthum noch
hielt.

O das war ein betrübter Fall!
Wie war nun Micheln wohl zu rathen?
Denn ihm entfloh die Nachtigall.
Und mit ihr Herzogthum, und Bier und Schwei-
nebraten.

XI.

Die Menge der Freunde.

Wenn jeder gleich verdient, ein Freund genannt zu werden,
Der, wenn er uns erblickt, mit lächelnden Geberden,
Uns grüßt, uns gern zu sehen scheint;
Der eilt, und den Besuch uns niemals schuldig bleibet,
Beym Weine mit uns scherzt, und uns die Zeit vertreibet;
Was ist gemeiner, als ein Freund?

Jedoch gehört allein für den des Freundes Name,
Der unsre Sorgen theilt; gerührt von unserm Grame,
Mit uns in unserm Unglück weint;
Uns, eh wir bitten, hilft; uns liebt, doch uns nicht schmeichelt;
Ja, träf ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt;
So ist nichts seltner, als ein Freund.

Dieß glaubt' auch Sokrates. Wer weiß, scheint er nicht vielen,
Die vor dem Glück noch nicht der Freunde Mangel fühlen,
Wenn ich erzählt, was er gesagt,
Ein Menschenfeind zu seyn, den seine Milzsucht plagt.

Als er ein kleines Haus sich einstens ange-
legt,
Fragt ihn, ich weiß nicht, wer? wie nun der
Vorwitz pflegt:
Was doch dem großen Mann, dem weitberühm-
ten Weisen,
Den selber die Orakel preisen,
Die enge Hütte nützen soll?
Der Weise spricht darauf: Wie viel wollt' ich
drum geben;
O wie vergnügt wollt' ich nicht leben,
Hätt' ich es erst von wahren Freunden voll!

Wer dieß dem weisen Mann verdenkt,
Der weiß noch nicht die Anzahl seiner Feinde,
Die ihn theils öffentlich, theils heimlich auch
gekränkt.

Doch hätt' er euch gekannt, ihr Freunde,
Die mir des Himmels Gunst geschenkt:
So zweifl' ich nicht, er hätt', um euertwillen,
Der süßen Hoffnung nicht entsagt,
Mit Freunden, die kein Sturm verjagt,
Sein kleines Haus ganz anzufüllen.

XII.

Der Knabe und die Biene.

Ein Garten, der mit Blumen prangte,
Ward von den Bienen oft besucht,
Und nie besuchten ihn die Bienen ohne Frucht.
Was eine Biene nur verlangte,
Und was nur ihre Kunst zum Bauen haben muß,
Das fand sie hier im Ueberfluß.

An ihm fand auch ein Knabe sein Vergnügen,
Und, konnt' er hier spazieren gehn,
So ließ er gern sein Spielzeug liegen.

Er wußte sich nicht satt zu sehn,
Und hielt (wie konnt' es ihm hier je an Freuden fehlen?)
Den buntsten Stoff, die prächtigsten Juwelen,
Bey einer Blume nicht für schön.

Ein Mohn schien rund um sich die Blumen zu beschämen.
Der Mohn war voll und bunt; er steht dem Knaben an.
Er bricht, wie man leicht denken kann,
Ihn hurtig ab, ihn mitzunehmen.
Er bricht ihn hurtig ab, und sieht die Biene nicht,
Die auf der Blume liegt, und sich viel Wachs verspricht.

Die Biene zürnt, und denkt: Er solls empfinden.
Was zürnt sie denn? Sie kann das, was sie hier verlor,
Gleich bey dem nächsten Mohne finden.
Doch handelt wohl die Rachgier je nach Gründen?
Den Gründen geht bey ihr, was ihr der Zorn räth, vor;
Und schwachen Feinden ist die Rachgier angeboren.

Der Knab erschrak, da er die Biene fand:
Das Thierchen, das bey sich ihm Rache zugeschworen,
Fliegt summend ihm um seine Hand:
Sie sticht ihn voller Wut. Ihr Stachel bleibet stecken.
Ihr geht es so, wie es der Rachgier meistens geht.

Der Rache kleine Lust zu schmecken,
Und einen kurzen Schmerz dem Knaben zu erwecken,
Stirbt sie durch ihren Zorn, und sie erfährt zu spåt,
Daß, wer von Rachgier leicht entbrennet,
Nie seinen eignen Vortheil kennet.

Ihr, großen Seelen, zwar braucht solcher Lehren nicht.
Weil euer Herz sich nie in Rach ein Glück verspricht.
Doch kleine Seelen, ihr, ihr braucht dergleichen Lehren!
Aus andrer Schaden lernt, nach Rache nie begehren.

XIII.

Die Rose und der Schmetterling.

Ein Garten war an Blumen reich,
Und, ob gleich alle leicht gefallen,
Gefiel doch jedem Auge gleich
Die Rose vor den andern allen;
Weil aus ihr, ohne stolze Pracht,
Gefälligkeit und Anmuth lacht.

Es schwärmte hier ein Schmetterling,
Den alle Blumen leicht entzückten,
Und den gleich jede wohl empfieng,
Weil ihn die schönsten Farben schmückten.

Die Rose macht ihn auch verliebt,
Die roth wird, seufzt, und sich ergiebt.

Er schwört, ihr treu zu seyn, und siegt.
Was für ein Glück gleicht wohl dem seinen?
Doch da ein Augenblick verfliegt,
Fängts ihm schon an, ein Jahr zu scheinen.
Er wendet ein Geschäffte vor,
Und flattert schnell von ihr empor.

Der Abend bricht geschwinder ein,
Als er zur Rose wiederkehret.
„Wer kann, wie du, so treulos seyn?
„Wer bricht den Schwur, noch da er schwöret?
So straft, von Eifersucht entbrannt,
Die Rose seinen Unbestand.

„Von mir, Untreuer, eiltest du
„Zu jener so gemeinen Nelke;

„Und jeder Blume fliegst du zu.
„Denn ob sie frisch sey, ob sie welke,
„Das gilt dir gleich. Gefiel dir doch
„Die halbverblühte Lilje noch.

„Dich hielt der widrige Geruch
„Nicht ab von jener Kayserkrone.
„Dort schwärmtest du, so zum Versuch,
„Im Kreiß' umher von Mohn zu Mohne.
„Du hast, so eitel du sonst bist,
„Stiefmütterchen sogar geküßt.

Er, welcher frechen Stutzern glich,
Sprach frostig, ohne sich zu schämen:
„Die Klage steht doch fein für dich.
„Kannst du im Ernst mirs übel nehmen?
„Stört so ein Nichts gleich deine Ruh?
„Verbuhlte, mach ichs nicht, wie du?

„Mich

„Mich kränkte darum kein Verdruß,
„Daß mir dein falscher Schwur geheuchelt.
„Ich sah doch, wie mit sanftem Kuß
„Der lose Zephyr dir geschmeichelt.
„Du sahst den Flattrer zu dir nahn,
„Und lächeltest ihn schalkhaft an.

„Und gegen wen bliebst du wohl hart?
„War nicht die Biene dir willkommen?
„Die wilde Bremse selber ward
„Von dir gefällig aufgenommen.
„Dich nimmt so gar die Sehnsucht ein,
„Dem Mückenpöbel schön zu seyn.„

Und schämte nun die Rose sich?
Sie schalt den Schwätzer für vermessen:
„Du nimmst dir gleiches Recht, als ich?
„Wie darfst du dich so sehr vergessen?

„Ist nicht, dem lächeln, der mich liebt,
„Ein Recht, das mir die Schönheit giebt?„

Wie mancher merkt ein Laster nicht,
Das seiner doch sich ganz bemächtigt,
Verletzet kühnlich seine Pflicht,
Und hält sich wohl dazu berechtigt,
Da ers doch bald für strafbar schätzt,
Wenn auch der andre sie verletzt.

XIV.

Der Hund.

Ein Hund, der tapfer scheinen wollte,
So furchtsam er im Herzen war,
Kroch, als ein Wandersmann einst vor ihm zittern sollte,
Erst zur Verhütung der Gefahr
So plötzlich hinter seine Thüre,
Als ob ein Leid ihm wiederführe;
Sodann boll er aus aller Macht.
Der Wandrer gieng vorbey, und gab auf ihn nicht Acht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

. Ohnfehlbar wird er ausgelacht;
Doch wollt ich seine Brüder zählen,
Die er bey unserm Pöbel hat:
So sollt es ganz gewiß mir nicht an Arbeit fehlen.
Ich weiß, ich zählte mich bald satt,
Noch eh es mir geglückt, die ganz zu überzählen,
Die auf die Mächtigern mit großem Lärmen schmähn.
Und alle Frechheit sich erlauben,
So bald sie sich nur sicher glauben,
Und hinter einer Thüre stehn.

XV.

Das Mittel wider die Taubheit.

Ein Philosoph, der oft für andre denket,
Und nie für sich philosophirt;
Ein Bürger, welcher sich bey seinem Weinglas kränket,
Daß noch kein Fürst den Staat nach seinem Sinne lenket,
Da seine Frau indeß sein Haus regiert;
Ein ungestümer Moralist,
Der uns den Zorn ersticken lehret,
Und schimpft, und sich erzürnt, wenn man ihn nicht gleich höret;

Ein bettelnder verarmter Alchymist,
Der schwört, daß er die Kunst besitzt, uns reich
zu machen,
Und selber doch ein Bettler bleibt;
Ein Narr, der kühn es wagt, die Narren zu
verlachen;
Ein Kritikus, der uns durch Eigenlob be-
täubt;
Ein wäßriger Poet, der Helden in Gedichten
Meynt Ehrenmäler aufzurichten,
Und selber sich verächtlich schreibt;
Ein Hauptmann, welcher flucht, wenn sich sein
Volk nicht wehrt,
Und selbst den Feinden oft den Rücken zuge-
kehrt;
Sind gleich gemein, und gleich belachens-
werth.

Einst macht ein Medicus den Kranken und
Gesunden
In allen Zeitungen bekannt;
Er habe durch die Müh, die er darauf ver-
wandt,
Ein herrlichs Elixir zum Dienst der Welt er-
funden;
Ein Elixir von ganz besondrer Art,
Das von der Taubheit heilt, und auch davor
bewahrt.
Als er darauf der Länge nach erzählte,
Es hülfe denen auch, die Gicht und Milzsucht
quälte,
Ja keine Krankheit fast vergaß:
So sah man wohl, daß ihm zum Charlatan
nichts fehlte,
Als, daß er nicht zu Pferde saß.

Auch einer, den sonst nicht ein Praler leicht
bethörte,
Beschloß, bloß weil er nicht gut hörte,
(Denn was thut nicht der Wunsch gesund zu
seyn?)
Die Kosten nicht dabey zu scheun,
Und ließ sich für sein Geld die Ohren tauber
schreyn.

Der Doctor war bereit, dem guten Mann zu
rathen,
Er nahm aus seiner Feder ab,
Daß er von Adel war, und gab ihm um Du-
katen,
Was er um Groschen Bauern gab.

Der Mann klagt seine Noth; der Doctor
lärmt und pralet.
Der Doctor fodert; er bezahlet,

Nimmt drauf sein kostbar Elixir,
Und dankt ihm sehr erfreut dafür.
Der Doctor denkt; er will ihn etwas fragen.
Voll von des Kranken Zuversicht,
Verschnappt er sich dabey, und spricht:
„Ich höre nicht gar wohl. Sie müssens lau-
„ter sagen.„
Der Kranke setzt den Augenblick
Die Tropfen wieder hin, und nimmt sein Geld
zurück.
Kurz, es zerschlägt sich gleich durch sein Versehn
der Kauf.
Er lernt hieraus den Doctor näher kennen.
Empfiehlt sich ihm, und spricht: „So bald Sie
„hören können:
„So wart ich Ihnen wieder auf.„

XVI.

Die Kråhe.

Als eine Kråh einst ihr Gefieder
Mit Pfauenfedern ausgeschmückt:
Besah sie sich, von sich entzückt,
Und hieß die Pfauen ihre Brüder,
Und mischte stolz in ihre Schaar sich ein,
Und glaubte schon, der Juno Pfau zu seyn.
Die Pfauen sahen dieß, beraubten ihr Gefieder
Des Schmucks, den sie geborgt, und mit ihm aller Pracht.
Der kaum gewordne Pfau ward eine Kråhe wieder,
Und selbst von Schwalben ausgelacht.

Als einst ein Reimer seine Lieder
Mit fremder Kühnheit ausgeschmückt,
Besang er sich, von sich entzückt,
Und hieß die Dichter seine Brüder.
Er drängte stolz in ihre Zunft sich ein,
Und dünkte sich ein Haller schon zu seyn.
Die Dichter sahen dieß, beraubten seine Lieder
Des Witzes, den er stahl. Wo war nun seine Pracht?
Der neue Haller ward ein seichter Reimer wieder,
Und selbst von Dumsen ausgelacht.

XVII.

Der Spiegel.

Das arme weibliche Geschlecht
Muß oft allein die Spötterеyen hören,
Die auch, verführe man nur allezeit gerecht,
Nicht wenigen von unserm nöthig wären.

Wie oft, und zwar mit Recht, beschuldigt man sie nicht;
Die meisten schmückten nur mit Sorgfalt ihr Gesicht,
Hingegen ließen sie die Seele, wie sie wäre,
Und ließen Tugend Tugend seyn.

Doch suchen sie allein, bloß in der Schön-
heit, Ehre;
Nimmt diese Thorheit nie die Mannspersonen
ein:
So müssen viele Mannspersonen,
Wenn diese Folge gilt, auch Frauenzimmer
seyn,
Die, wenn sie noch so sehr sich sonst vor Ar-
beit scheun,
Doch bey dem Putz nicht ihre Hände schonen;
Die mit so viel Geduld, als eine Schöne hat,
Ja noch mit mehr Geduld vor ihrem Nacht-
tisch stehen;
Und müde zwar, doch noch von sich nicht
satt,
Nach Stunden ungern von ihm gehen,
Weil sie die Eitelkeit so gut, als Mädchen
plagt.

Zu dieser Eitelkeit muß in dem schönen Knaben
Ein guter Grund bereits gelegen haben,
Von welchem uns der kluge Phädrus sagt.

Es hatten allen Reiz, der schnell entzückt und blendet,
Die Gratien an ihn ohn alles Maaß verschwendet,
Daß er dem kleinen Sohn der Venus ähnlich sah.
Doch da sie ihn geschmückt: So hatten sie indessen
Die arme Schwester ganz vergessen,
Und nicht einmal den Reiz ihr kärglich zugemessen.

Er und die kleine Hekuba
Sahn einst der Mutter Spiegel stehen,

Und, wie nun Kinder sind, die alles gern besehen;
So nahmen sie ihn gleich, und guckten oft hinein;
Doch, wenn ich hier das Recht, was zu vermuthen, habe,
Das Mädchen lange nicht so oftmals, als der Knabe.
Er scheint ganz voll von sich zu seyn.
Er sieht sich an, und noch einmal, und wieder,
Und spricht zur Schwester: Sieh! Nicht wahr? Ich bin recht schön?
Ach wie vortreflich wird mein neues Kleid mir stehn!
Die Schwester schlägt die Augen nieder:
Doch da er gar nicht schweigt, erbittert sie das nun,
Was sie zuvor nur ingeheim gekränket,

Weil

Weil sie (so wie sie auch nicht unrecht hatte)
denket,
Er sag es, bloß ihr wehzuthun.

Sie weint; wie konnt es anders seyn?
Ich hätte das zum voraus sagen wollen:
Sie hätten beide nicht in Spiegel sehen sollen,
Sie waren itzt ja beide nicht allein.
Denn gliche sie an Schönheit auch dem Knaben:
So würd es sie und ihn zugleich verdrossen
haben;
Und sollte sich ein Paar beym Spiegel nicht
entzweyn:
So müßten beide häßlich seyn.

Die Schwester, welche dieß noch nicht ver-
schmerzen kann,
Reizt ihr Verdruß und Neid, ihm auch Ver-
druß zu machen.

Sie läuft zum Vater hin, und klagt den Bruder an;
Er nähme Frauenzimmersachen.
Sie sieht den Vater an, und spricht:
Nicht wahr? Das schicket sich für Mannspersonen nicht.

Doch er umarmt und küsset beide,
Und klüglich theilt er so der Liebe Zeichen gleich,
Damit das eine Kind das andre nicht beneide.
Drauf spricht er: Künftighin verlang ich es von euch.
Hört, Kinder! Machet mir die Freude,
Und lasset keinen Tag vergehn,
Ohn euch im Spiegel zu besehn.
Er kann euch gute Lehren geben.
Denn dir giebt er den Rath, zu sorgen, daß es heißt;

Die Bildung ist sehr schön, doch schöner noch
der Geist.
Er räth dir, stets dich zu bestreben,
Daß dir der Schönheit Werth kein Stolz darauf entzieht;
Dir aber zuzusehn, daß man dich gerne höret,
Und der Natur zu Trutz dich sucht, und liebt, und ehret,
Und vor der Seele Reiz, der bis ins Alter währet,
Die Fehler des Gesichts nicht sieht.

Daß sie der Spiegel dieß gelehrt,
Das will ich eben nicht versichern;
Denn auch den besten Sittenbüchern
Gelingt dergleichen kaum. Was wären Spiegel werth,

Wenn sie so glücklich uns den Weg der Weis-
heit zeigten,
Und früh das Herz zur Tugend neigten?
Doch wenn des Spiegels kluger Rath
Auch diesesmal gefruchtet hat;
So wollt ich viel verwettet haben,
Daß er beym Mädchen eh gefruchtet, als beym
Knaben.

XVIII.

Die eitle Nachtigall.

So hoch die Ruhmbegier erhebet,
Die die Natur den edlern Geistern gab,
Und die nach andrer Lob nur durch Verdienste strebet:
So tief setzt uns das Eigenlob herab,
Das allezeit der Ruhm nur desto stärker flieht,
Je ängstlicher es sich um ihn bemüht.

In einem Wald voll Nachtigallen
Schlug eine sonder Ruh. Sie wußte zu gefallen,
Ob gleich der reizende Gesang
Von mancher andern besser klang.

Sie war so voll von ihrem Werthe,
Daß sie, so gern sie auch vom Wald gehöret
ward,
Sich selber doch am liebsten hörte,
Und wenn das Volk der Luft das Lob gleich
nicht gespart,
Stets ein noch größres Lob begehrte.

Zwar anfangs waren rund um sie
Die Bäume stets besetzt, und voll begierger
Hörer,
Doch täglich wards auf ihnen leerer;
Denn täglich gab sie sich im Singen wenger
Müh.
Das war kein Wunder; allezeit
Wächst durch das Lob die Eitelkeit.
Die hat die Tugend nicht, daß sie im Fleiß er-
hält.

Sie lehrt uns mehr an uns, als an die andern,
denken,
Und pflegt von dem, wodurch man wohl ge-
fällt,
Des Geistes Achtsamkeit allein auf sich zu len-
ken.

Von Hochmuth aufgebläht, lobt sie sich all-
zusehr;
Umringt von Kranichen, von Aelstern, und von
Störchen,
Und solchem Federpöbel mehr,
Vermißte sie gar bald die Wachteln, und die
Lerchen.

Ihr Ehrgeiz wachet auf; weil sie sich Mühe
giebt,
Glückt ihr ein reizend Lied. Doch, gleich dar-
ein verliebt,
Schickt

Schickt sie den Staarmatz ab, die Vögel herzubringen;
Es wär ihr itzt ein herrlich Lied geglückt,
Sie sey bereit, es ihnen vorzusingen.

Der Staarmatz war von ihr entzückt.
Ein Narr, doch nur ein Narr, wird dadurch mehr geblendet,
Wenn man an sich den Weihrauch selbst verschwendet;
Und so war unser Staarmatz auch.
Er flog umher, und schrie: Ihr Vögel, kommt, und höret!
Die Nachtigall auf jenem Strauch
Sang itzt ein treflich Lied. Sie hat sich schon erkläret,
Daß sie es aus Gefälligkeit
Euch nochmals singen will. Braucht der Gelegenheit!

Es war das Meisterstück der Nachtigallenlie-
der.
Dergleichen höret ihr nicht wieder.

Die Vögel hatten es von fern mit Lust ver-
nommen,
Und keiner war, der es nicht gern erhob.
Doch sie verdroß das Eigenlob;
Und eine Wachtel sprach: Was sollten wir erst
kommen?
Was braucht sie uns? Sie lobt sich selber schon.
Das Urtheil ist des Hörens Lohn;
Und das hat sie uns weggenommen.

XIX.

Der Wolf und das Lamm.

Es stillt' in heißen Sommertagen
Ein Lamm einst seinen Durst in einem hellen Bach.
Schnell kam ein Wolf dazu; und zwar mit leerem Magen.
Ein Umstand, der nichts guts versprach!
Und überhaupt sagt man den Wölfen nach,
Daß sie die Abentheuer lieben.
Doch der ward noch dazu vom Hunger hergetrieben.

Wer machet, fieng er an mit vollem Grimm
zu schreyn;
Wer machet dich so kühn, mir meinen Trunk zu
trüben?
Armseliges Geschöpf! Wart! Das soll dich
gereun.
Dein Frevel soll dein Unglück seyn.

Wie könnt ich mich bey Ihro Majestät,
Versetzt das Lamm, so freventlich vergessen.
In Demuth bitt' ich, zu ermessen,
Daß es in meiner Macht nicht steht,
Deß, was die Ehrfurcht schon mir wehrt, mich
zu erkühnen.
Ich steh so weit entfernt von Ihnen;
So kömmt von Ihnen auch der Strom zu mir
herab.
Sie nehmen hieraus selbst nach Ihrer Weis-
heit ab,

Daß

Daß folglich ja ich Ihr Getränke
Auf keine Weise trüben kann.

Du trübst es, hub der Wolf voll Blutdurst wieder an;
Und es ist gut, daß ich itzt eben dran gedenke,
Wie du schon im verwichnen Jahr
Mir viel Verbrechen angedichtet,
Und viel von mir geschmäht. Man hat mirs wohl berichtet.

Wie kann das möglich seyn; da im verwichnen Jahr
Ich ja noch nicht geboren war:
Ich säuge noch. So hat dieß schändliche Verbrechen,
Deß sich auch Rosse selbst nicht ungestraft erfrechen,
Dein Bruder doch begangen. Wie:

Mein Bruder? Herr, ich habe keinen.
Nun wohl! So trifft die Schuld doch der Verwandten Einen.
Denn ihr, ihr schonet meiner nie.
Ihr, eure Schäfer, eure Hunde
Steht alle wider mich im Bunde,
Und lästert mich mit frechem Munde.
Du sollst es nun entgelten. Du!
Schnell faßt des Wolfes heißer Rachen
Das schon halbtodte Lamm, und schleppts dem Walde zu;
Und, ohn' erst lang' ihm den Proceß zu machen,
Verzehrt er es daselbst in Ruh.

XX. Der

XX.

Der Pfau und der Storch.

Der Himmel theilte seine Güter,
Der etwas jeglichem, und keinem alles, gab.
Was der von ihm bekam, brach er dem andern ab.
Selbst die Verschiedenheit der menschlichen Gemüther
Sollt unsrer Welt die Einigkeit verleihn.
Ganz übrig sollte keiner seyn.
Sein weiser Endzweck war, es sollt auf andrer Gaben
Ein jeder seinen Anspruch haben.

Was thun wir aber? Wir verschmähn,
Was wir an andern Gutes sehn;
Uns über andre wegzusetzen,
Sehn wir es nicht einmal, und sind mit Willen blind.
Scharfsichtig uns nur hoch zu schätzen,
Sehn wir allein, wer wir, wir großen Leute, sind.

Hochmüthig schlug ein Pfau sein Rad,
In dem sich, wenn darauf die heitre Sonne stralet,
Ein ganzer May von Farben malet.

Zum Storche, der sich zu ihm naht,
Spricht er: „Wie kannst du dich so nahe zu
„mir machen?
„Storch, schlage doch ein Rad, wie ich!

„Unförm-

„Unförmliches Geschöpf, wer sieht dich ohne
„Lachen?
„Wie häßlich bist du gegen mich!„

Des Pfaues Stolz zur Scham zu bringen,
Hebt sich der Storch auf leichten Schwingen,
Und ruft aus seiner Höh: Pfau, fliege doch,
wie ich!
Wenn wird dir so ein Flug gelingen?
Wie tölpisch bist du gegen mich!

* * *

Selinde, die um sich ein Heer von Stutzern
zählte,
Der, außerm Witze, gar nichts fehlte,
Schien das Original zum Venusbild zu seyn,
Das Phidias vordem gehauen.

Da sie am Spiegel stand, nahm sie sich selber
ein,
Und sie besah sich mit Vertrauen.

Mit triumphirendem Gesicht
Lacht sie die Schwester an, und spricht:
„O Schwester, wenn du kannst, gefalle doch,
„wie ich!
„Willst du, daß dein Gesicht ein Herz zur Lieb
„erwecke,
„So bitte mich, daß ich mich erst verstecke!
„Wie todt bist du doch gegen mich!„

Die Schwester eilt, ein Buch in ihre Hand
zu nehmen,
Und spricht, Selinden zu beschämen:
Selinde, wenn du kannst, versteh es doch,
wie ich!

Willst du, daß auch noch spät dich dein Geliebter ehre,
Und seine Liebe sich in Kaltsinn nicht verkehre:
So bitte mich, daß ich dich witzig reden lehre.
Wie albern bist du gegen mich!

* * *

Ein trockner Philosoph besah sein Lehrgebäude.
Wie gründlich war er nicht, denn er bewieß sogar,
Nach strenger Lehrart, seine Freude,
Die dieser Anblick ihm gebahr.

Er lobte sich allein. Der scherzende Poet
Ward auf das gründlichste von seinem Stolz verschmäht;

Bloß, weil er nicht, wenn er der Thorheit
wehrte,
In mathemat'scher Ordnung blieb,
Und, wenn er eine Wahrheit lehrte,
Nicht Theorema drüber schrieb.
Er sprach: „Es mag die Welt, bey deinen
„Tändeleyen
„Sich noch so pöbelhaft erfreuen!
„Sey doch so gründlich, als wie ich!
„Freund, wenn du kannst, so demonstrire.
„Was nützt der Wahrheit doch dein liebliches
„Geschmiere?
„Wie seichte bist du gegen mich!„

Der Dichter zeigt ihm ein Gedicht;
Er sieht ihn lächelnd an, und spricht:
Du magst dich, übern Werth von deinen
Grübeleyen,
Auch noch so syllogistisch freuen!

Freund,

Freund, wenn du kannst, so dicht einmal,
wie ich!
Wag es, sechs Verse nur zu machen,
Worüber nicht selbst Kinder lachen,
Wie frostig bist du gegen mich!

* * *

So könnt ich auch vom Edelmann erzäh-
len,
Der einen großen Mann, den jeder hoch ge-
schätzt,
Zum Pöbel mit hinab gesetzt,
Weil ihm die sechzehn Ahnen fehlen,
Die meistentheils, so hoch sein Stolz sie hält,
So ritterlich, wie er, die Wissenschaften haß-
ten.
Und die auf ihrem Dorf' ihr Geld
Theils sammelten, und theils verpraßten.

Jedoch beschrieb ich alle die,
Die, von sich selber voll, der andern Werth
verlachen;
Was gilts, so wollt' ich ohne Müh
Die eine Fabel nur zum dicken Buche machen.
Wer auf sein Nichts sich, gleich dem Pfaue,
bläht,
Der mag nur sein Gewissen fragen.
Statt dessen, welchen er verschmäht,
Kann dieses ihm darauf des Storches Ant-
wort sagen.

XXI. Der

XXI.

Der Eichbaum und das Schilf.

Ein Eichbaum, der zur Höh stets aufgerichtet blickte,
Sah wie im Teiche sich das schwanke Schilf oft bückte,
Und sah es mit Verachtung an.
Wie leicht sprach er, wie leicht bist du zu überwinden!
Der junge West, der schwächste von den Winden,
Der doch durch seinen Hauch kaum Bäche runzeln kann,

Demüthigt dich nach seinem Eigensinn,
Und läuft oft über dich mit leichten Füßen hin.
Gleich ohne Widerstand dem Anfall nachzugeben,
Ist eine Niederträchtigkeit.
Es rüste wider mich der Nord sich auch zum Streit:
Ich will mit Unerschrockenheit
Dem starken Ringer widerstreben.

So höhnet er am Schilf, voll stolzer Dreistigkeit,
Die Klugheit, der Gewalt zu weichen.
Doch Weichen ist nicht allezeit
Furchtsame Niederträchtigkeit,
Und Widerstand ist nicht stets Tapferkeit;
Nicht selten ist er auch ein Zeichen
Tollkühner Unbesonnenheit.

Der Eichbaum lehret es; denn, noch indem
er sprach,
Schwang sich ein Nordwind auf, der wild die
Flur durchheulte,
Mit starken Fittigen die schwarzen Lüfte theilte,
Und brausend auf den Eichbaum eilte.
Das Schilf, das vorhin schwieg, giebt itzo
bückend nach,
Und so entrinnt es dem Verderben.
Der Eichbaum, der getrutzt, muß sterben.
Der Nordwind naht sich, kämpft, und siegt;
Der Eichbaum widersteht und liegt,
Ob seine Wurzeln gleich bis in den Abgrund
reichen.

Jetzt spricht das Schilf, das sich aus Klug-
heit nur geschmiegt:
O! hättest du gewußt, zu weichen!

XXII.

Kayser Siegismund.

Als Schmeichler sahn, daß Kayser Siegismund,
Der recht die schwere Kunst, ein Fürst zu seyn, verstund,
Nicht seine Feinde bloß verschonte,
Nein, ihren Haß mit Wohlthun gar belohnte;
War ihrer Einsicht dieß zu schwer.
Den Feinden wohlzuthun! O wären sie, wie er,
Sie wollten sie gar anders strafen.
Dieß thäten sie, als bloße Grafen,
Geschweig als Kayser, nimmermehr.

Das glaub ich ihnen wohl. Die Großmuth
übersteigt
Den Horizont der kleinen Seelen.
Zu dem so waren sie auch völlig überzeugt,
(Dergleichen Grundsatz wird an Höfen niemals
fehlen,)
Ein Fürst sey dazu Fürst, nach Willkühr zu be-
fehlen,
Und, daß für eines Lust und leichtre Schwel-
gerey
Ein ganzes Volk geboren sey.

Die Misgunst öffnete den Mund.
Sie riethen tiefgebückt dem Kayser Siegis-
mund,
An den Verwegnen sich zu rächen;
Denn Wohlthun reize nur zu sträflichern Ver-
brechen.

Der Kayser lacht, und sprach: Räch ich mich
nicht an ihnen?
Beschämet müssen sie itzt ihren Haß bereun.
Sie werden sichs nicht mehr erkühnen,
Und ihres Kaysers Feinde seyn.
Itzt achten sie mich hoch, so sehr ihr Herz sich
wehrt.
Hätt ich gethan, was ihr begehrt:
So hätt ihr Herz, durch meinen Haß empört,
Ein Recht erhalten, mich zu hassen.
Sollt ich den Vortheil ihnen lassen?

O wie beneidenswerth ist nicht der Großmuth
Ruhm?
Aus ihm quillt größre Lust, als alle Rache schen-
ket.
Ein Kayser, der wie Siegmund denket,
Verdient gewiß sein Kayserthum.

XXIII.

Der Dieb und der Hund.

Wer plötzlich anfängt zu verschenken,
Und sonst doch nicht im Ruf der seltnen Groß-
muth steht,
Ist Thoren angenehm, da er mit seinen Ränken
Doch niemals Kluge hintergeht.
Er will sie zu Gehülfen dingen,
Wohl zehnfach das Geschenk ihm wieder einzu-
bringen,
Und sollt ihr Beystand auch darinnen nur be-
stehn,
Indeß auf das Geschenk, und nicht auf ihn,
zu sehn.

Ein schlauer Dieb sah einst sich einen Reichen aus,
Und stieg zur Nachtzeit in sein Haus,
Weil er sich dieß und das daraus zu holen dachte:
Trutz seines leisen Tritts, erwachte
Des Hauses muntrer Hund, und boll.
Dem Diebe kam das Bellen ungelegen.
Er sucht ihn durch ein Brodt zum Schweigen zu bewegen.
Wahr ist es, spricht der Hund, dieß Brodt riecht treflich wohl;
Jedoch, ich merke schon, es soll
Mich in der Eil zufrieden stellen.
Die Hand, die insgeheim uns Hunden etwas beut,
Pflegt gern zu nehmen. Nein! Hier braucht es Wachsamkeit.
Und diese schnelle Mildigkeit
Bewegt mich desto mehr zu bellen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweytes Buch.

Prologus.

Nicht etwan in den Schönen nur
Herrscht das Verlangen zu gefallen.
Die weise gütige Natur
Gab es mit der Vernunft uns allen.

Aus ihm entspringt die Ruhmbegier;
Und, wenn schon öfters die durch Ehrgeiz sich entadelt,
Wer ist so ungerecht, daß er sie immer tadelt?
Denn wie so viel verdankt man ihr?
Sie, sie erwecket das Genie,
Erleichtert auch ihm alle Müh,
Und unsre Welt beglückt nur sie
Mit Demosthenen, mit Homeren;

Ja, zu Achillen macht sie die,
Die ohne sie Thersiten wären.

Wenn ein fanat'scher Moralist
Auf sie in ganzen Bänden schmähet,
Und darthut, daß sie sündlich ist,
So weiß ich doch, daß er die Sünde selbst begehet;
Er sucht den Ruhm, daß er sie wohl geschmähet.

Ich wenigstens gesteh die Schwachheit ein,
Wenns eine Schwachheit ist. Es würde, wie ich wette,
Nicht eine Fabel mir jemals gelungen seyn;
Wenn keines Kenners Lob mich unterstützet hätte.
Und ist wohl der, dieß zu erlangen, werth;
Der träge, wo nicht stolz, nach Beyfall nicht begehrt?

Nicht etwan nur der Narr läßt sich vom Lobe rühren.
Den Klugen rührt es auch. Doch welch ein Unterscheid!
Nur einen Umstand anzuführen,
So reizt den Klugen nur des Lobes Gründlichkeit.
So bald dem Lobe die gebricht,
So wirds von ihm nicht angenommen.
Dem Narren aber ist ein jedes Lob willkommen;
Er mags verdienen, oder nicht.

So mag denn (Fabeln ist ja dieses Vorrecht eigen,
Daß man, was sonst die Galle leicht empört,
Am liebsten noch von ihnen hört,)
Auch diesen Satz itzt eine Fabel zeigen.

I.

Die Krähe und die Nachtigall.

Der Krähe war einst eingefallen,
Gleich dichterischen Nachtigallen
Durch ihre Stimme zu gefallen.
O! wie gefiel sie sich, wenn sie
Ihr Lied, das jedes Ohr betäubte, sonder Müh,
In ewiger Monotonie,
Und Tag vor Tag aus heischrer Kehle schrie.

Sie sammelte, so oft sie ausgesungen,
Für sich des Beyfalls Stimmen ein.

Den Eulen hatt' es meist ganz allerliebst geklungen.
Ein Rabe schrie: Was könnte besser seyn?
Dem Stieglitz hatte sie durch viel Bewunderungen
Den Beyfall endlich abgedrungen.
Des Kranichs Urtheil nach war gar die Stimme fein.
Sie hatte schon das Lob der Menge.
Das Lob der Nachtigall ward noch von ihr begehrt.
Sie fühlte zwar nicht ihrer Lieder Werth;
Sie wünschte sichs, bloß weil sie oft gehört,
Daß die am allerschönsten sänge.

Nicht weit davon schlägt eine Nachtigall.
Dem ganzen Walde sagts der laute Wiederhall;
Der ganze Wald horcht zu. Gleich setzet sich die Krähe

Auf einen Eichbaum in der Nähe;
Und nun bestürmt sie ihre Gunst
Mit Listen, welche sich bey Dichtern ohne Gaben,
Als wahren Erben ihrer Kunst,
Seit dieser Zeit bis itzt erhalten haben.

Bald billigt sie die Stellen ihrer Lieder,
Wenn sie, als ob ein Ton vor andern ihr geglückt,
Mit ihrem Kopfe seitwärts nickt,
Und gierig nach ihr guckt. Bald fährt sie, als entzückt,
Halbflatternd auf, und klatscht mit dem Gefieder.
Bald läuft sie ganz den Ast hinauf,
Und streckt den Hals, um alles wohl zu fassen,
Und keinen Ton vorbey zu lassen;

Bewundernd sperret sie dann Aug' und Schnabel auf.
Sie flieget bey des Liedes Schluß
Demüthig hin zu ihr; erhebt, was sie gehöret,
Und einen jeden Ton beehret
Ein langer Panegyrikus.
Selbst da sie das, was rühmenswerth ist, rühmet,
Zeigt sie, wie wenig ihr ein Urtheilsspruch geziemet.
Ihr klang der eine Ton, fast wie ein Wasserfall;
Ein andrer hatte was von dem Geräusch von Blättern.
Sie schloß, um sie mit Nachdruck zu vergöttern:
So göttlich sang, meintreu! noch keine Nachtigall!

Beherzt wagt drauf die Kräh, die sich zum
Voraus blähet,
Ihr unharmonisch Lied, und da sie ausgekrä-
het,
Spricht sie: „Zwar deine Kunst läßt mich sehr
„weit zurücke.
„Wenn meine Lieder nichts, als nur Versuche
„sind;
„Sind deine Lieder Meisterstücke.
„Doch weiß ich, daß man auch durch Lehren
„viel gewinnt,
„Verweigre mir nicht dieses Glücke.
„Ich nehme gern der Kenner Tadel an.
„Du glaubst mir leicht, daß ich noch besser sin-
„gen kann,
„Wenn ich mir Zeit zu meinen Liedern neh-
„me.
„Wie klang indeß dir dieses Lied?

Die Nachtigall, die erst die Antwort ganz
vermied,
Spricht, da sie sie auf Lob so lange warten
sieht:
So, daß ich deines Lobs mich schäme.

Der Undank schmerzt die Kräh: Sie wider-
ruft ihr Lob.
Sie schreyt: „Du Eitle, denkst, weil ich dich
„erst erhob,
„Könn' ich dir keine Fehler zeigen.
„Vor dir versteck ich mich noch nicht.
„Du meynst, dir sey allein die Kunst, zu singen,
„eigen.
„Doch weißt du, was der Guckuck spricht?
„Wenn du nichts bessers sängst; so möchtest du
nur schweigen.
„Du wechselst bis zum Ueberdruß.
„Dein Lied ist, weil ichs sagen muß,

 „Viel

„Viel zu gekünstelt, viel zu zierlich.
„Er ist nichts wen'ger, als natürlich.

Die Nachtigall hört zu, und spricht:
Und solltest du mich auch den größten Stümper nennen:
So rührt mich doch dein Urtheil nicht;
Denn, wer nicht loben kann, wie soll der schimpfen können?

II.

Der Reiher und der Krebs.

Der Räuber, welcher gern um volle Teiche
schweift,
Und mächtig auf die Fische streift,
Der Reiher flog recognosciren;
Und dem befiederten Corsar
Glückts, einen Fischteich auszuspüren,
Der voll der besten Fische war.

Der Hunger kam bey diesem Blicke
Noch dem Bedürfnisse zuvor;
Doch ihn verdroß, daß er die Zeit umsonst ver-
lor.

Denn alle kannten seine Tücke,
Und waren dießmal zu verzagt,
Weil sie schon allzuoft mit Schaden es gewagt,
Dem Räuber frey zu widerstehen.
Statt so, wie sonst, keck auf ihn loszugehen *),
Flohn sie vom Ufer weg, tief in den Teich hinein,
Um da gesicherter zu seyn.

Nicht willens, diesen Teich leer wieder zu verlassen,
Und müde, länger aufzupassen,
Sinnt er herum. Der Hunger machet fein.
Schnell fällt ihm eine Kriegslist ein.

Ihr

*) Wenn der Reiher ins Wasser geht, pflegen die Fische auf ihn loszuschwi mmen. Zinks ökonomisches Lexicon, im Artikel Reiher.

Ihr Fische, fieng er an; ihr meine werthen
Freunde!
Hört; mein Gewissen treibt mich an,
Euch etwas zu vertraun, das euch noch retten
kann.
Ich hört es gestern selbst, wie, einer eurer
Feinde,
Ein Fischer zu dem andern sprach:
„Der heutge Fischfang hat sehr wenig einge=
„tragen.
„Es lohnt sich kaum der Müh. Ich, sprach
er weiter, — (Ach!
„Kaum kann ichs vor Betrübniß sagen!)
„Ich hab euch etwas vorzuschlagen.
„Mir ist ein Teich bekannt; der ist so groß und
„rein,
„Von guten Fischen voll, und heller, als ein
„Spiegel.
„Glaubt! Das wird unsre Sache seyn!

„Er liegt dort hinter jenem Hügel,
„An welchem westwärts Buchen stehn.
„Dahin laßt morgen uns gleich mit dem Tage
„gehn.
Ich hörte, da sie so vereint zu Rathe giengen,
Kaum euer Todesurtheil an:
So flieg ich gleich, so eilig, als ich kann,
Die schlimme Zeitung euch zu bringen.
Doch seyd nur guten Muths! Wollt ihr euch
mir vertraun:
So könnt ihr auch in Noth auf meine Freund-
schaft baun.
Glaubt! Als ein ehrlicher gewissenhafter Reiher,
Sag ich euch Hülfe zu, und ich beschwör' euch
theuer,
Daß ihr von mir, so bald ihr wollt,
In einen nahen Teich getragen werden sollt.
Der hell und lauter ist, den kleine Bäch' erfri-
schen;

Wo ihr der guten Zeit, die man euch selten gönnt,
In aller Ruh gebrauchen könnt,
Und dessen Grund die Fischer nie erfischen.

Das ist der klügste Rath, den man noch je erdacht,
Versetzt ein großer Krebs dem Vogel, den die Tücke
Zu einem Cicero gemacht.
Herr Reiher, habet Dank! Euch hat zu unserm Glücke
Der Himmel hergeschickt; wohlan, da, wie es scheint,
Ihr es so ehrlich mit uns meynt,
Eilt! Macht in diesem Augenblicke
Den Anfang gleich mit mir, als unser wahrer Freund.

Hier weiß der Reiher sich vor Freuden nicht
zu lassen;
Er macht den Schnabel auf, die Beute fest zu
fassen.
Doch wie erschrickt er nicht, daß er sich so
geirrt,
Da er zu fangen denkt, und selbst gefangen
wird.

Der Krebs, der erst zu denken Anlaß gab,
Als ob er noch so dumm und leicht betrogen
wäre,
War ein durchtriebner Schalk. Er faßt mit sei-
ner Scheere
Die Lügenzunge fest, und schneidet sie glatt ab.

Dem Reiher wird dadurch der ganze Muth
genommen,
Er läßt den Krebs sich gern entgehn.

Nimmt Abschied, ohne sich nach Fischen umzusehn,
Und wird so bald nicht wieder kommen.

* * *

Wie manche fängt die eigne List,
Die an dem Ausgang sich zum Voraus schon ergetzen!
Sie jauchzen, daß ihr Netz so schlau geleget ist,
Und sie verwickeln sich in den gelegten Netzen.

III.

Die Kuh und der Ochse.

Als eines Bauers Kuh sah, wie ihr Herr sie pflegte:
So meynte sie, daß ihn ihr Werth dazu bewegte.

Nun kam sie keinem Bache nah,
Da sie, trutz einer Sylvia,
Nicht stille stund, und sich mit Lust besah.
Wie brüstet sie sich bey den Heerden!
Wie abgemessen trabt sie nicht!
Sie giebt sich Müh, gesehn zu werden,
Und macht ein wichtiger Gesicht,

Als mancher Rathsherr macht, der das durch Amtsgeberden
Ersetzen will, was ihm an Witz gebricht.
Sie zählt zu ihren andern Gaben
Die Klugheit auch, und dünkt sich sehr gescheidt;
Selbst Esel meynen ja nicht selten Artigkeit,
Und Hasen Heldenmuth zu haben.

Noch mehr trutzt sie auf ihr Gebrüll.
Sie läßt es oft im Walde wiederschallen,
Weil sie sich selber hören will.
Wer nimmts mit sich genau? Sich selber zu gefallen,
Braucht man kein Wunderwerk in seiner Art zu seyn.
Ein Kiebitz mag auch noch so heischer schreyn;
Voll Nachsicht gegen sich, denkt er: Er singe rein.

Zufrieden mit sich selbst, vergnügen sich die Frö-
sche
In ihren Sümpfen am Gewäsche,
Und mancher Reimer meynt, daß er Apollo ist,
Wenn ihn doch kaum sein Schuster liest.

Die Kuhe brüllt, und glaubt, daß man sie
ehret;
Doch, da sie gar ihr Hochmuth so bethöret,
Daß sie auch andre meistern will:
So schweigt ein Ochse nicht mehr still,
Der mit ihr einem Herrn gehöret,
Sagt ihr, wie dumm sie ist, und tadelt ihr
Gebrüll.

Des Ochsen Tadel scheint der Kuhe sehr ver-
messen.
Mich, Liebling unsers Herrn, mich, spricht sie,
tadelst du?

Brüllt ich beym Füttern ihm so angenehm nicht
zu,
Und wär ich nicht so eine kluge Kuh:
Warum gäb unser Herr mir mehr, als dir, zu
fressen?
Warum käm er zuvor zu mir,
Und, wenn ich satt bin, erst zu dir?
Weswegen hätt' ich nach Verlangen,
Wenn junges Gras kaum aufgegangen,
Damit mir ja nichts mangeln soll,
Die Krippe stets von Gras und Butterblumen
voll?
Er könnte ja sein Kind nicht besser pflegen.
Und du, bekömmst du nicht, selbst mitten in dem
May,
Nichts, als dein dürres Bündel Heu?
Du guter Schlucker, schweig! Du darfst dich
gar nicht regen.

Dem Ochsen ist die Einfalt lächerlich.
Er spricht: Wie schlecht stünd es um dich,
Wenn bloß dein Werth in dem, womit du pralest, steckte?
Er dächt an dich gewiß, noch wenger, als an mich,
Wenn deine Milch ihm nicht so schmeckte.

* * *

Wie mancher reiche Mann bläht sich, wie diese Kuh,
Und denkt; sein Werth geb ihm ein Recht dazu.
Wie sollt er auch von seinen Gaben
Nicht eine große Meynung haben?
Man drängt sich ja zu ihm; ihn ehret alle Welt.
Er glaubt, daß der Schmarutzer Bücken,

Die Achtsamkeit auf ihn, die Ehrfurcht in den
Blicken
Für ihn ein stilles Lob enthält.
Ihm dienen alle gern, denn er kann allen
schenken.
Doch, hätte nur der große Mann kein
Geld;
Wer würde da an ihn noch denken?

IV.

Proserpina und Pluto.

Einst war es Amor satt, bloß im Olymp zu
siegen.
Sein Pfeil traf hier zu leicht. Der Nectar
und die Ruh,
Die stete Kette vom Vergnügen
Bereiteten dem Sieg schon alle Herzen zu.
Nach einem größern Sieg zu streben,
Verwundet er den Gott, den Furien umgeben;
Dem, da nicht weit von seinem Thron
Der grause Pyriphlegeton
Stets Pech in seinen Ufern schmelzet,
Und durch den Tartarus in Feuerwogen wälzet,

Die düstre Stirn, die so Cyklopen kaum gefällt,
Rauch, Ruß und Dampf noch mehr entstellt;
Den schwarzen Gott der Unterwelt.

Er sieht Proserpinen, und wird von ihr gerühret.
Zu einem Seladon schickt sich ein Pluto nicht,
Und, ohne daß er viel von Liebe furchtsam spricht,
Und seine Seufzer erst verlieret,
Wird sie von ihm sogleich entführet.

Die Mutter schrie. Er ließ sie schreyn,
Und war zu wild, die Beute loszulassen.
Die Mutter wußte sich vor Kummer nicht zu fassen,
Sie konnte nicht ohn' ihre Tochter seyn,

So schön dieselbe war. Denn sie glich nicht
den Müttern,
Die man fast nie zugleich mit ihren Töchtern
sieht,
Weil sie, da ihr Gesicht schon halb und halb
verblüht,
Der Töchter Reizungen erbittern.

Voll mütterlicher Zärtlichkeit
Klagt Ceres Jupitern ihr Leid,
Und bittet um Gerechtigkeit.
Sie spricht mit untermengten Zähren:
Soll ich mein Kind in Zukunft stets entbehren;
So nimm mir die Unsterblichkeit.

Zevs schüttelt seinen Kopf, da er die Nach-
richt höret,
Und spricht: Die Sach' ist schlimm, die Pluto
mir erregt.

Wie wird am besten wohl dem Uebel abgewehret?
Du weißt, mein Bruder ist nicht eben aufgelegt,
Sich zu Vergleichen zu bequemen.
Er läßt sich, was er hat, nicht nehmen.
Indessen tröste dich! Den Zwist zu hintertreiben,
Der allzugern Familien entzweyt,
Fällt ein Vertrag mir bey. Der stillt den ganzen Streit.
Ihn soll zu größrer Sicherheit
Das Schicksal selber unterschreiben.
Dein Kind ist künftig alle Jahre
Sechs Monath lang bey ihm, sechs Monath lang bey dir.

Er rufet dem Merkur: Da hier!
Nimm eilig den Vertrag! Daß Pluto ihn erfahre,
So überbring ihm den vom Schicksal und von mir.

Merkur reist hurtig ab aus den gestirnten Höhen;
Und, (wessen sich wohl niemand leicht versehen!)
Der Götterbote, dem so manchen ganzen Tag,
Der Juno zum Verdruß, das sein Beruf geschienen,
Verbotner Liebe nur zu dienen,
Trug itzt einmal auch einen Ehvertrag.

Er kömmt hinab zum Ort der Finsterniß und Plagen,
Und richtet aus beym Dis, was Zevs ihm aufgetragen.

Dis liest, entrüstet sich, und schilt:
„Denkt auch der Zärtlichkeit, die ganz mein
„Herz erfüllt,
„Mein stolzer Bruder zu befehlen,
„Und mir die Freuden zuzuzählen?
„Wenn wehr' ichs ihm, sich frey die seinigen
„zu wählen?
„Die mehr, als Kron' und Reich und Götter-
„stand, mir gilt,
„Sie meine Wonne, sie mein Leben,
„Sie, sie soll ich zurückegeben?
„Im ganzen Jahre soll sie mein
„Nicht länger, als sechs Monath seyn?
„Wie soll ich die sechs andern leben?

Gott, spricht Merkur, du dauerst mich.
Doch armer Pluto, fasse dich!
Das Schicksal will. Wer kann es ändern?

 Das

Das Hochzeitfest wird angestellt.
Mit der gequälten Unterwelt
Begehet es das Elysäerfeld.
Dem Gott zu Ehren schmückt, in seinen beiden Ländern,
Sich jeder Unterthan; die Furien so gar
Durchflechten nun einmal mit Blumen und mit Bändern
Ihr aufgekräuselt Schlangenhaar.
Auch den Gepeinigten soll Rast in ihrer Pein,
So wills der Höllengott, voritzt gestattet seyn.
Des Riesen Leber wächst vor den gefräß'gen Geyern
Ganz ungestört; und ihre Schnäbel feyern.
Die Danaiden halten ein,
Ihr löchricht Faß umsonst zu füllen;
Dem Tantalus gelingts, dieß einemal allein,
Den langen Durst durch einen Trunk zu stillen;

Ixions Rad steht still, und Sisyphus hat Ruh,
Sitzt auf dem Felsen, und sieht zu;
Der Höllenhund schließt friedlich die drey Rachen,
Und lieget stumm; und Freud und Lachen
Erschallt den ganzen Styx hinan.
Des Jammers Wohnplatz voll von wilder Lust zu machen,
Stellt Pluto manch Ballet, wie mans hier haben kann,
Manch gräßliches Ballet von Furien und Drachen
Proserpinen zu Ehren an.

Doch da die neuen Ehegatten
Zwo Wochen kaum geküsset hatten,
Sprach Pluto zu der Frau: Sechs Monath sind vollbracht.
Bald raubt dich mir des Schicksals Macht.

Zwar

Zwar weiß ichs nicht genau. Im Lande selger
Schatten
Ist es beständig Tag; im Tartarus stets
Nacht.
Es wechseln nie bey uns die Nächte mit den
Tagen.
Doch so viel weiß ich wohl, daß, seit ich dich
geküßt,
Und seit du meine Gattinn bist,
Schon sehr viel Zeit verflossen ist.
Proserpina, was helfen eitle Klagen?
Laß unser Unglück uns ertragen.

Doch Pluto gab zu bald so männlich sich
darein.
Der Abschied war noch viel zu früh genommen.
Er spricht zwo Wochen drauf: Nun wird Mer-
kur wohl kommen.
Nun müssen es sechs Monath seyn.

Der

Der dritte Monath kömmt. Der Zeiten Lang-
samkeit
Macht ihn erstaunt. Er blickt oft nach der
Höhe,
Er wartet, jähnt, und spricht: So sind denn,
wie ich sehe,
Sechs Monath keine kurze Zeit!

Der vierte Monath kömmt. Dem Gotte wird
ganz bange.
Der Götterbote holt Proserpinen noch nicht.
Er zürnt voll Ungeduld, und spricht:
Nun, die sechs Monath währen lange.
Hat etwan Jupiter die Clausel gar vergessen?
Ist er, mein Bruder, so vermessen,
Daß er nun den Vertrag, den er gestiftet,
bricht?

So klagt der Gott. Umsonst! Es ist des
Schicksals Schluß.
Der Zeiten Lauf beschleunigt kein Verdruß.
Die Frau wird darum ihm nicht eher abgenommen,
Mit der er in Geduld es doch erwarten muß,
Bis es der Zeit gefällt, zu kommen.
Sein Herz wird itzt von größrer Lust gerührt,
Da er sie wieder giebt, als da er sie entführt.

* * *

Nun mag man noch die Schuld bloß auf die
Frauen schieben,
Wenn Gatten sich nicht ewig lieben,
Und die Zufriedenheit in so viel Ehen fehlt.
Wie vieler Männer Bild, die, wenn sie noch
bloß hoffen,
Nur Lieb und Zärtlichkeit beseelt,
Ist in der Fabel wohl getroffen,

Die ich La Motten nacherzählt.
Vor Liebe brennen sie, da, nach geschloßnem Bunde,
Der Liebe ganze Glut in kurzer Zeit verglimmt,
Und jeder Kuß von ihrer Gattinn Munde
Dem Feuer immer mehr benimmt,
Bis ihre Liebe ganz verschwunden,
Und statt der Zärtlichkeit, der erst sonst keine glich,
In desto reicherm Maaße sich
Der Ueberdruß nun eingefunden.

V.

Der Polyhistor und der Tod.

„Wie schnell verfließt die Lebenszeit!
„Der kurze Traum von wenig Tagen!„
So hört man oft die Menschen sagen.
Und was verschwenden sie, bey allen ihren Klagen,
Wohl thörichter, als ihre Lebenszeit?
Ja gleich, als möchte sie zu lange sich verweilen,
Stößt man sie mühsam fort, dem Grabe zuzueilen,
Vor welchem jeder sich so scheut.

Man hütet sich mit Recht vor dem Verlust von
Schätzen,
Und doch läßt der sich noch ersetzen.
Was alle Macht und Müh nicht zu ersetzen weiß,
Die Zeit verlieret man mit Fleiß.

Und dieser Vorwurf ist nicht etwan über-
trieben,
Wie manchen, welche nicht dergleichen Prüfung
lieben,
Wohl dünken wird! Sie wird mehr, als man
denkt, versäumt.
Denn der verjammert sie, wenn jener sie ver-
plaudert;
Der in Entschließungen bedächtig sie verzau-
dert;
Und in Projecten der tiefsinnig sie verträumt.
Wie mancher Reimer hat, von Eitelkeit ver-
führet,

Zur Plage des Geschmacks sein Leben ganz verreimt,
Wenn es der Wuchrer veraddiret,
Der Philosoph verabstrahiret,
Der Kritikus verdisputiret,
Der Stutzer es vertanzt, verreitet und verbraust;
Der Müßiggänger verspatzieret,
Verjähnt, verschläft, verpfeift, vergafft, verspielt, verschmaust,
Der Raritätenfreund sein Leben ganz den Steinen
Den Muscheln und Insecten weiht.
Doch fühlet den Verlust kein einzger; alle meynen,
Sie nützten weislich ihre Zeit.

Regt das Gewissen sich; das bringt man bald zur Ruh.

Es muß zu allem sich bequemen,
Man spricht: Ich will mir nur noch diese
Stunde nehmen,
Und giebt die zweyte Stunde zu,
Und dann die dritte noch, bis man sein halbes
Leben
Der einen Stunde zugegeben.
Wie mancher, der wohl nie ermißt,
Daß dem, durch den er worden ist,
Der beste Theil von seiner Zeit gehöret;
Daß der Verstand ein Theil, ein Theil das Herz
begehret;
Daß billig der Geschmack sich mit der Lust be-
schweret,
Wenn man sie beide ganz vergißt;
Und daß der Freund, so wie der Staat,
Ein Recht auf seine Stunden hat.

* * *

Pedrill, der, (Wunder, wie!) die Zeit zu nü-
tzen dachte,
Wenn er zu ganzen Nächten wachte,
Vergraben unter Büchern saß,
Die schlechten, wie die guten, las,
Vorreden ämsig durchstudirte,
Und aus Registern excerpirte,
War so voll Fleiß, daß er sich, Frau und Kind
vergaß.
Das hieß, die Zeit gelehrt verderben,
Als Polyhistor einst zu sterben!

Herr Pauwen fiel wohl das nicht ein;
Ich würde so verwegen seyn,
Von seinesgleichen zu erzählen.
Er denkt: Schickt sich hieher der fleißige Pe-
drill?
Wer Zeitverderber strafen will,

Der

Der muß auf Dichter schmählen.
Herr Pauw wird mir verzeihn, daß er sich so
geirrt.
So bald von ihm bewiesen wird,
Der sey mit Rechte zu verlachen,
Der kühn den Vorurtheilen wehrt,
Die Bosheit in der Herrschaft stört,
Die Herzen gegen sie empört,
Schön denken, fein empfinden lehrt;
So bald will ich, von meinem Wahn bekehrt,
Auf Dichter auch Satiren machen.

Pedrillens fleißger Müßiggang
Hielt immer an. Er war des Nachruhms
sicher.
Er sagte sich für seine Bücher
Schon in der Nachwelt Namen Dank.
Vom Alterthum der Zeichen der Planeten,
Von Doctorringen und Bareten,

Und Doctorn aller Facultäten,
Von der Erfindung der Pasteten,
Vom Klange griechischer Trompeten,
Von Winden, die vorzeiten wehten,
Von wohlgezognen Massageten,
Von siebzigjährigen Athleten,
Von ausgewachsenen Poeten,
Viermal verehlichten Margrethen,
Und tausend solchen Raritäten
Schrieb er zu ganzen Alphabeten;
Und alles dieß gelehrt. Wie konnt es anders
seyn?
In das gesuchteste Latein
Hüllt er dieß alles zierlich ein.

Er hatte sich fest eingepräget,
An welchem Ort, und welches Jahr,
Ein jedes Buch zuerst im Druck erschienen war,
Wer es gedruckt, wer es verleget,

Er gab genauen Unterricht,
Wie vielmal man es aufgeleget;
Nur seinen Inhalt wußt er nicht.
Von ihm erhielt man den Bericht,
Wie viele Gegner es alsbald sich zugezogen;
Er wußte gar die Zahl von jeder Streitschrift Bogen;
Nur ihre Zweifel wußt' er nicht.

Sein Vater war ein Koch. Der Köche Stand zu Ehren
Füllt er ein großes Buch von ihren Söhnen an,
Die der Gelehrten Zahl vermehren;
Und die zum Theil weit besser doch gethan,
Wenn sie, den Vätern gleich, auch Köche worden wären.

Mit welchem Ernst versaß er manche Nacht!
Schrieb von gelehrten Michaelen,
Von Heinrichen, die sich berühmt gemacht.
Wie konnt es jemals ihm an Stoff zum Schreiben fehlen?
Die Stümper, die zu ihrer Zeit
Der Wissenschaften Ruhm entehrten,
Entriß er der Vergänglichkeit,
Und zählte sie zu den Gelehrten,
Wenn sie die Heinriche vermehrten.

O wie gelehrt war sein Gedächtniß nicht!
Nun waren vierzig Jahr unmerklich weggeschrieben,
Pedrill, der stets gesund geblieben,
Wird krank, und denkt erst nun an die versäumte Pflicht.
Der Tod mit seiner Sens' erscheint

Und spricht sein trutzig: Komm! Wie ist er abzuweisen?
Ihn rührt kein Flehn, er ist von Eisen.
Pedrill erschrickt, und weint.
Ach! spricht er mit gefaltnen Händen,
Ach, lieber Tod, ich will die Zeit nicht mehr verschwenden.
Seht, wie mein Fehler mich gereut.
Ach, allerliebster Tod, laßt mich nur itzt nicht sterben.
Noch vierzig Jahre gebt mir Zeit.
Ihr sollt es sehn, ich will sie nicht verderben.
Ihn hört der Tod. Ich weiß nicht, wie es kam,
Daß der, den doch kein Held durch Bitten je bewegte,
Die Frist ihm eingestund, und, wie er sonst nicht pflegte,
Die Sens' auf seinen Rücken legte,
Und höflich seinen Abschied nahm.

Er war zur Thüre kaum hinaus:
So zeichnete Pedrill, begierig zu studiren,
Citata sich aus Folianten aus,
Im nächsten Buch sie wieder zu citiren.
Er dachte, daß er nun von seiner Lebenszeit
Ein Jahr zum mindsten übrig hätte,
Und mit gelehrter Trockenheit
Verfertigt er manch Buch noch auf dem Kranken-
kenbette.

Indem er noch verjünget ward,
Versah er Bücher mit Registern,
Und schrieb von stotternden Magistern,
Meßkünstlern, die gehinkt, und Doctorn, die
geschnarrt;
Schrieb von den ersten Legionen,
Von der Gestalt der alten Kronen,
Von der Pythagoräer Bohnen,
Vom Ursprung kriegrischer Patronen,

Von der Statur der Scipionen,
Von gottesfürchtigen Neronen,
Von dem Geburtstag der Pisonen,
Von den auf einen Tag verstorbenen Baronen,
Vom Kopfputz griechischer Matronen,
Von Curionen, und Milonen,
Und allen Namen, die sich onen,
Sein Hundert Dissertationen.

Er selbst lebt nicht; er lebt nur, daß er lernen kann,
Wie lange der und jener Mann
Vor seiner Zeit gelebt, der sich einst Ruhm erwarb,
Wann er geboren ward, wer ihn, als Knaben, lehrte,
Wen er auf hohen Schulen hörte,
Wann er berufen ward, und wann er wieder starb.

Die vierzig Jahre sind verschwunden,
Eh er noch ihre Flucht empfunden.
Zum zweytenmal erscheint der Tod,
Und macht itzt keine Complimente.
Pedrill versucht, ob er die Stunde, die ihm
droht,
Nicht noch einmal verzögern könnte.
„Nein, spricht der Tod, komm fort, unnütze Last
der Erde!
„Glaubst du, daß ich mich stets erbitten lassen
werde?
„Vergönnt' ich dir auch noch ein tausendjäh-
„rigs Ziel;
„Du würdest stets die Zeit durch deinen Tand
„verderben.
„Kurzum, komm fort!„ Pedrill muß sterben,
Er mag sich sträuben, wie er will.

VI. Der

VI.

Der Hund und der Schatten.

Ein Hund, der viel vom Fressen hielt,
Und, eh sein Magen noch des Hungers Trieb gefühlt,
Durch Diebswitz seinen Tisch sich immer zubereitet,
Hatt' einst ein Stücke Fleisch in einer Küch erbeutet.
Der schlaue Hund weiß wohl; man setze Dieben nach.
Drum hält er sich nicht auf, sucht abgelegne Wege,
Und

Und läuft auf einem schmalen Stege
Auch über einen hellen Bach.
Die Sonne stralet gleich in vollem Glanz hinein,
Daß sich in ihrem Widerschein
Mit leichtbewegten Schattenbildern
Die Gegenstände deutlich schildern,
Und ihn, da er sein Fleisch im Abdruck' hier erblickt,
Alsbald die Aehnlichkeit des Schattenbilds berückt.

Man weiß, den Schatten sey die Kunst der Praler eigen,
Das, was sie unsern Augen zeigen,
Meist größer, als es ist, zu zeigen.

Er trägt zwar viel, doch er sieht mehr:
O die Versuchung ist zu schwer!

Zwar

Zwar scheint dieß größre Stück ein größrer
Hund zu tragen;
Und dennoch hofft ers dem in Eil bald abzujagen.

Gereizt durch seine Lüsternheit,
Und über seinen Fund erfreut,
Springt er ins Wasser schnell hinunter:
Er schnappt darnach, und ihm entfällt
Das Fleisch, das er im Munde hält,
Und mit dem Fleische sinkt zugleich der Schatten unter.
Nun lernt er erst den Geiz bereun,
Und er verläßt betrübt den Bach mit leerem Munde.

* * *

O Mensch, wie lange soll die Fabel von dem Hunde
Ein Bild von deiner Thorheit seyn?

Wird deine Habsucht nie ermüden?
So nütze doch, was dir dein Glück beschieden!
Du aber wirst so gleich, wenn dir nur ohngefähr
Ein größres Glück erscheint, mit deinem unzufrieden,
Und eilst nun hinter diesem her.
Und was gewinnest du? Gemeiniglich nichts mehr,
Als daß du selber dich verführest,
Nach bloßen Schatten schnappst, und, was du hast, verlierest.

VII. Die

VII.

Die Taube, die Dohle, und die Aelster.

In einer Stadt, wo schon die Eitelkeit
Den Nachttisch nicht allein sich zum Altar geweiht;
Wo sie nicht nur so gar die Häßlichen berückte,
Und Alte, wie die Jungen, schmückte;
Wo des Exempels Schädlichkeit
Auch Thiere schon ergriff; in Leipzig, wie ich glaube,
Gerieth einst eine weiße Taube
Mit einer jungen Dohl' in Streit.

Ihr Streit war, was einmal drey Göttinnen
entzweyt;
Er war der Schönheit Preis. Die Frage war
sehr wichtig;
Und ihre Folgen sind oft schlimm.

Die Taube sprach in halbem Grimm:
Dein Hochmuth macht dich übersichtig.
Du Eitle, setzest dich bis über mich hinan?
Und bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten ma-
chen kann?
Ich höre deinen Stolz mit kaltem Herzen
an,
Da ich das, was ich bin, doch bleibe.

Die Dohle spricht: Ich bitte sehr;
Nur nicht zu zeitig triumphiret!

Die weiße Farb' ist todt, und hat noch nie gerühret;
Die schwarze Farbe gilt weit mehr.
Selbst unsers Herrn Geschmack kann schon die Sach' entscheiden.
Agnesens weißliches nichtssagendes Gesicht
Nahm ihn wohl anfangs ein; ihn fesseln konnt' es nicht.
Nun er Charlotten kennt, nun kann ers kaum noch leiden.
Und ist das die Brünette nicht,
An welcher alles lebt und spricht?
Was meynst du nun, wer ist die Schönste von den beiden?
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unsers Zwists mag uns die Aelster richten;

Denn die ist beides, schwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, stolz zu der Aelster hin.

Die Aelster spricht: Wahrhaftig! Euch geziemet,
Zu streiten, wer die Schönste sey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist nur ein ekles Einerley;
Ihr seyd sehr frech. Wie? Ich bin hier zugegen?
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht scheun,

Der Schönheit Preis euch selber beyzulegen?
Wißt! Wer gefallen will, muß mir nur ähnlich seyn.

So klingen von der Schönheit Werth
Beynah auch unsrer Schönen Schlüsse.
Doch still davon! Mich hat manch Beyspiel schon belehrt,
Daß man davon nicht reden müsse.

VIII.

Der Rabe und der Fuchs.

Wen man betrügen soll, der darf nur eitel seyn.
Den, der noch zweifeln kann, verweis' ich an den Raben,
Den Reineke betrog. Ich weiß, man räumt mirs ein;
Man darf den Phädrus nur einmal gelesen haben.

Ein Rabe ließ sichs nie, so lautet der Bericht,
An einer guten Mahlzeit fehlen.

Er fand einst einen Käs'; und wo? Das weiß
ich nicht.
Genug man weiß, daß Raben stehlen.
Er flog auf einen Baum, und wollt' in guter
Ruh
Sich seinen Käse schmecken lassen.
Indessen kömmt ein Fuchs dazu;
Und Füchse wissen auch dem Schlausten auf-
zupassen.
Ja, sich mit ihnen einzulassen,
Bringt meistens einen schlechten Lohn.
Man kennt die feinen Herren schon.

Der Fuchs sieht in die Höh, und sieht den
frohen Raben.
Der Käs' ist groß; er steht ihm an.
Nur fragt sichs; wie er ihn dem Raben rau-
ben kann?
Der Baum ist hoch. Wie kömmt er da hinan?

List schaffet Rath. Er denkt: O, den will ich
bald haben!
Ich wette viel, der Käs' ist mein.
Bewundernd setzt er sich gleich unterm Baume
nieder.
Und, als entzückt, fängt er laut an zu schreyn:
„Was muß das für ein Vogel seyn?
„Welch majestätisches, welch glänzendes Ge-
„fieder!
„Den Pfau pflegt man so weit den Vögeln vor-
„zuziehn;
„Der Pfau ist viel zu bunt, und gar nichts ge-
„gen ihn.
„Hier find ich Reiz und Ernst vereinet.
„Er ist ein Meisterstück. Sein Schwarz ist
„wohl gewählt.
„Nur Schade, daß ihm, wie es scheinet,
„Die Stimme fehlt.

Die Stimme? Mir? Die soll er hören!
Ich will sogleich das Gegentheil ihn lehren.
Das weiß der Wald, stumm bin ich nicht.
Kann wohl die Eitelkeit, wenn sie gelobt wird, schweigen?
Nein, durch die That will ihm der Rabe zeigen,
Daß ihm die Stimme nicht gebricht.

Der Rabe schreyt: er hat vor Lobe ganz vergessen,
Daß er den Käse noch in seinem Schnabel hält.
Der Rab' erschrickt, da ihm sein Käs' entfällt.
Der Fuchs ist froh; er hat zu fressen.
Und hönisch spricht er noch, indem er ihn verzehrt:
„Ein Panegyricus auf einen finstern Raben

„Ist schwer, und seinen Käse werth.
„Ich mußte ja für meine Müh was haben.

Der Listigste gewann. Doch manchmal kehrt
sichs um.
Die Eitelkeit macht selber Füchse dumm;
Betrogne macht ihr Schaden klüger;
Und, wenn die Rachgier sie beseelt,
So werden sie wohl selbst Betrüger.
Man höre nur hiebey, was uns Richer erzählt.

Dieß war schon lange Zeit geschehn,
Als Rab' und Fuchs sich wieder sehn.
Dem Fuchse hat das Glück ein Stücke Speck
beschieden:
Der Rabe siehts, und spricht: „Wie? Speck?
„Nun! Ich gesteh,
„Daß ich das itzt zum erstenmale seh!

„Ein Fuchs hat Hühner in der Näh?
„Und ist mit Speck zufrieden?
„Freund, dein Geschmack ist sonst so fein;
„Und auch von deiner List weiß jeder zu erzäh-
len.
„Die Hühner dort sind feist, und schon so gut,
„als dein;
„Du wirst doch nicht die kleine Mühe scheun.
„Die ganze Müh ist die, das beste Huhn zu
„wählen.
„Und du bedenkst dich noch, da hier von deiner
„List
„Der vierte Theil kaum nöthig ist?

Wozu ist wohl ein Fuchs nicht zu bewegen,
An dem man List und Heldenthaten preist,
Wenn man ihm noch dazu ein Huhn von ferne
weist?

Der

Der Fuchs entschließet sich, den Speck ins Gras
zu legen,
Und eilt der Beute froh entgegen,
Die ihm des Raben Lob verheißt.
Doch alle seine List kann dießmal nichts er-
langen.
Ihm sind, eh er noch kömmt, die Hühner schon
entgangen.
Die Freystadt nimmt sie ein, zu der sie mei-
stens fliehn.
Des Hühnerhauses Höh beschützt sie gegen
ihn.
Er hat den Schimpf, leer wieder abzuziehn.

Er kam zum Speck zurück. O Zufall! er
entdeckte,
Wie in der Höh der Rabe saß,
Der seinen Speck mit Appetite fraß.

Und sprach: Mein Freund, so gut, als dir mein Käse schmeckte,
Schmeckt itzo mir dein Speck. Du wirst mirs wohl verzeihn;
List gegen List geht auf. Doch sage, was du dachtest,
Daß du mir selbst die Rache leichter machtest?
Ich war ein Narr, da du um meinen Raub mich brachtest.
Die Reih trifft dich, ein Narr zu seyn.

IX.

Albrecht Dürer,
und
Leonhard da Vinci.

An Herrn G * *r.

Und wie? Auch du darfst dich nicht scheun
Zur Dichtkunst dich herab zu lassen?
Du schämst dich nicht, ein Freund der eiteln
Kunst zu seyn,
Die oft wohl gar Gelehrte hassen?
Und fürchtest nicht einmal, dadurch dich zu ent-
weihn?
Freund, wenn des großen Haufen Stimmen

Des Dichters wahren Rang bestimmen;
Wie ist des Dichters Rang so klein?

Du magst, wie Theokrit, die Schäferflöte spielen;
Der Nachtigallen Volk mag deine Lieder fühlen;
Es tanze dir der Wald; es hüpfe dir der Bach;
Belauschend mögen auch die Weste dich umringen
Und Blumen, wenn du singst, aus jeder Flur entspringen;
Das Echo locke dich, ihm weiter vorzusingen,
Und deinen Schäfern nur seufz' es am liebsten nach;
Dich höre stets das Ohr des Kenners mit Entzücken;
Mein Freund, ich stehe dir dafür,

Kein Mensch wird darum sich vor dir,
Wie vor dem Taugenichts, dem jungen Damis,
bücken,
Der, ob ein Urthel gleich den Angstschweiß ihm
erpreßt,
Bey seinem Weine sich von Schmeichlern lo-
ben läßt;
Der, wenn sie ihn schon unverschämt erho-
ben,
Mit einfällt, sich noch mehr zu loben;
Und der von seiner Höh, auf die sein Geld ihn
setzt,
Nicht eines flücht'gen Blicks die Dichter wür-
dig schätzt,
Vor denen doch das Laster zittert,
Da seinen ganzen Bauch ein plumper Spaß
erschüttert.

Das

Das wäre dir, mein Freund, noch eher zu verzeihn,
Daß nur des Pöbels Ohr dein leerer Reim ergetzte;
So könntest du bey dem noch etwas seyn.
Man gäbe dir, schriebst du dabey nur rein,
Wohl gar den ersten Platz bey einem Neukirch ein:
So aber bist du ja mit Hallern fast der letzte.

Doch ich weiß zum Voraus; dieß alles rührt dich nicht.
Das Lob an sich hat kein Gewicht.
Das Lob von vielen tausend Gecken
Wird nie der Klugen Wunsch noch Eifersucht erwecken.
Es ist umsonst, wenn man es wägen will.
Man lege stets dazu; die Wage steht ganz still.

Ein Stentor hat dieß Lob, und pralt damit.
Er prale!
Du weißt, wie leicht es aufwärts fliegt,
Wenn gleich in jener andern Schale
Das Lob nur eines Kenners liegt;
Und Kenner giebts noch dann und wann,
Auf deren Lob man trauen kann.

Die Maler sind der Dichter Brüder.
Wer künstlicher Gemälde Preis
Recht mit Geschmack zu schätzen weiß,
Versteht auch meist den Werth der Lieder;
Denn beider Zweck ist einerley,
Und über unser Herz sucht jeder gleiche Siege,
Der durch der Worte Malerey,
Der durch die Sprache seiner Züge.

Mit einem Kayser zu beweisen,
Daß Geister, die entzückt die Kunst der Maler
preisen,
Der

Der Poesie oft gleiche Freundschaft weihn,
Fällt Maximilian mir ein.

Daß dieser Fürst, der Deutschen Ehre,
Der doch unsterblich worden wäre,
Hätt ihn auch die Geburt nicht auf den Thron gesetzt,
Die Kunst der Dichter hoch geschätzt,
Beweist die Sage gnug, die in der Zeiten Nacht,
Da in ein Chaos eitler Fragen
Kunst und Gelehrsamkeit tief eingewickelt lagen,
Und man abstract war, nichts zu sagen,
Ihn selbst zum Dichter macht;
Und Albrecht Dürer hat erfahren,
Wie werth ihm große Maler waren.

Denn als er einer hohen Wand
Die Zaubereyen seiner Hand,
Bey denen sich noch itzt die Blicke gern verweilen,
Auf seines Kaysers Wunsch bereit war mitzutheilen;
Wollt ihm der Kayser selbst dabey zur Seite stehn,
Und unter seiner Hand die Wesen werden sehn.
Der Künstler muß dazu auf eine Leiter steigen.
Die Leiter schwankt. Ein Edelmann
Steht gleich dabey, den ich nicht nennen kann;
Weil dessen Namen uns die Chroniken verschweigen,
Wie sie bey denen stets gethan,
Die sich der Welt durch nichts, als durch die Ahnen, zeigen,
Und übern Adel nie versteigen.

Der Kayser sagt, daß er die Leiter halten soll.
Der Edelmann war gleich von seinen Ahnen
voll;
Sein adlich Blut steigt ihm vor Unmuth auf
die Wangen.
Er murrt und denkt: Kann Maximilian
Von einem alten Edelmann
Die Niederträchtigkeit verlangen?
Ganz unterthänig bittet er,
Ihm den Gehorsam zu erlassen.
„Ich weigerte mich nicht, die Leiter anzufassen,
„Wenn Albrecht Dürer etwas mehr,
„Als Maler Albrecht Dürer wär.
„Kein ächter Edelmann bedienet einen Maler.
Der Kayser hört den blöden Praler,
Und sieht ihn spöttisch an, und lacht:
Ein Edelmann ist bald gemacht!
Wie könnt' ihr doch an ihm das tadeln,
Was ihm den Rang vor allen Rittern giebt?

Ich kann, so bald es mir beliebt,
Ja jeden eurer Bauern adeln.
Doch wißt ihr wohl, daß Maximilian
Auch aus dem ält'sten Edelmann
Doch keinen Künstler machen kann:

Hier fällt mir ein, was einst, den Malern auch zu Ehren,
Der Bruder einer Dichterinn *),
Und, will man lieber Titel hören,
Der Bruder einer Königinn,
Franciscus, Frankreichs König, sagte,
Als man auch gegen ihn ein gleiches Urtheil wagte.

Da Vinci, der sich selbst die Ewigkeit erwarb,
Wenn er sie andern gab, der jedes Aug entzückte,
Weil

*) Margaretha, Königinn von Navarra.

Weil seiner Hand der Held, so wie der Bauer,
glückte,
In dieses Königs Armen starb:
Beweint er ihn mit königlichen Zähren.
Da dieses Hofbediente sehn;
So können sie dabey dem Zorn nicht wider-
stehn.
Wie? Maler kann der Fürst mit seinen Thrä-
nen ehren?
Wenn es noch Hofbediente wären!
Ein Ritter spricht: Ich bin wohl mehr,
als er;
Er trug ja keinen Ritterorden.
Drauf spricht ein Graf: Käm er von Ahnen
her;
So wär er ja kein Maler worden.
Ein alter Jägermeister sagt:
Wenn er von Adel ist: So hat er ihn entehret,
Sein Adel hat gleich aufgehöret,

Da er durch eine Kunst ihn zu entweihn gewagt;
Und er verstund zudem ja nicht einmal die Jagd.

Der König, welchen Schmerz und Wehmuth niederschlagen,
Hört das Gemurmel ihrer Klagen.
Er spricht: Ihr könnt so hart bey seinem Tode seyn?
Ihr solltet itzt mit mir dem Vinci Thränen weihn,
Und itzt kann euer Neid erwachen?
Beschimpft euch nicht, und schweigt zum mindsten still.
Ihr wißt, ich kann so bald ich will,
Ein Dutzend Hofbediente machen;
Doch einen Vinci schenkt die sparsame Natur
Uns alle tausend Jahre nur.

X. Der

X.

Der Hund und das Krokodill.

Nach Art ägyptscher Hunde,
Trank, nur mit flüchtgem Munde,
Ein weiser Hund am Nile sich hinan.
Wer bleibt da gerne stehen,
Wo, eh wirs uns versehen,
Ein Krokodill uns leicht erschnappen kann?

Ihn will mit seinen Tücken
Ein Krokodill berücken.
Es spricht zu ihm: Was läufst du, lieber Hund?
Was denkst du? Unterm Laufen,

Mein Freund, wie du, zu saufen;
Das reizt die Milz, und ist höchstungesund.

Der Hund spricht: Laß zum Saufen
Mich dasmal immer laufen.
Dein Rath an sich wird nicht von mir verschmäht.
Wenn du und deinesgleichen
Aus diesem Fluß entweichen:
So trink ich auch, Herr Arzt, nach der Diät.

* * *

Wenn lockende Sirenen
Nach Menschenblut sich sehnen,
Hilft ihrem Durst der Stimme Zauberey.
Sie singen; doch der Kluge
Lacht nur bey dem Betruge,
Verstopft das Ohr, und schifft beglückt vorbey.

XI.

Der Ochse und die Mücke.

Nicht etwan edle Pfauen nur
Pflegt eitler Stolz leicht aufzublähen.
So gar auch Zwerge der Natur
Vermag er oft zu hintergehen;
Und ebendieß (was meynt ihr wohl?) erfuhr
Auch eine von den kleinsten Mücken.

Die Thörichte! Sie auch nur zu erblicken
Brauchts fast ein Mikroskopium.
Ein West, der Blumen Lust, der andern Thier' Entzücken

Wirft

Wirft sie in freyer Luft, als ein Orkan, herum;
Und sie verschlägt der Hauch von einem solchen
Winde
Einst auf das Horn von einem Rinde.

Sie glaubt; sie drück' es noch so sehr.
Das Rind geht weidend hin und her.
Die Mittagssonne sticht. Es krechzt von ohngefähr.
Die stolze Mücke sagt: Nun! Nicht wahr; ich bin schwer?
Du krechzest schon! Ich mag dich müde machen.

Der Ochse hört es, und muß lachen.
„Bist du da? spricht er; glaube mir,
„Du kannst ganz sicher seyn, daß du mich nicht
„beschwerest.

„Du eitler Narr! Auch itzt wüßt' ich noch nichts
„von dir,
„Wenn du mir nicht gesagt, daß du zugegen
„wärest.„

* * *

Wie viele bilden sich auf ihr Gewicht was
ein.
Die Praler sind doch nur Insecten.
Stets würden sie unsichtbar seyn,
Wenn sie nicht selbst, zu unsrer Pein,
Durch ihr Geschwätz von sich ihr Daseyn uns
entdeckten.

a.

XII.

Die Thorheit und Amor.

Der Thorheit (so erzählt die Sage)
Begegnet einst an einem Sommertage,
Was ihr auch im Olymp nicht selten wieder-
fährt,
Daß ihr die Zeit entsetzlich lange währt;
So daß der Wechsel selbst von allem Aber-
witze,
Der je bey Menschen Beyfall fand,
Und der an Höfen wohl in großem Ansehn stand,
Ja gar der Zauberklang von ihrer Schellen-
mütze
Nicht mehr dem Ekel steuern kann.

Zum

Zum Glücke trifft sie Amorn an.
Die Langeweile nicht zu fühlen,
Wird sie mit diesem eins, zu spielen;
Denn Amor ist ein Kind, und Kinder spielen gern;
Und ist die Thorheit schon kein Kind; das kann nichts hindern.
Sie gleicht, so groß sie ist, in vielem ganz den Kindern.

Sie spielen. Anfangs auch sind Zank und Streitsucht fern;
Jedoch die Eintracht fängt bald an, sich zu vermindern.
Die Thorheit spielt gern überall den Herrn;
Auch Amorn, wie man sagt, solls nicht an Herrschsucht fehlen;
Er läßt so leicht sich nicht befehlen.

Dieß unterbricht die Einigkeit.
Ihr Spiel verwandelt sich in Streit,
Ihr Streit in hitziges Gezänke.
Die Thorheit giebt viel schlaue Ränke
Dem Amor Schuld; und der reizt ihren Ungestüm
Noch mehr durch bittern Spott. Voll Eifers zeigt sie ihm,
Daß seine Scherze gar nichts taugen.
Doch da sie schilt, und widerspricht,
Und schreyt und mit den Händen ficht,
Stößt sie im Zorn dem Amor in die Augen.

Der Stoß war heftig! Welch Entsetzen!
Der schwarzen Augen Blitz verlischt in ewge Nacht.
„So sind die Augen denn so leichtlich zu verletzen?
„Das hätte sie doch nimmermehr gedacht!
„Wie ist die That nun wieder gutgemacht!

Sie mag entschuldigen, nicht Angst noch Mitleid sparen,
Durch ihre Schuld bleibt Amor dennoch blind:
Und seine Mutter hat sein Unglück kaum erfahren,
Da schon ein Thränenstrom von ihren Wangen rinnt.
Sie ringt die Hände, jammert, klagt,
Und schwöret der, die solche That gewagt,
Die strengste Rache zu. Sie eilt, um Recht zu bitten,
Und ihren Jammer auszuschütten,
Alsbald zum Zevs, und der wird leicht,
Da er sie weinen sieht, erweicht.

Die Thorheit wird gleich vorgeladen.
Zevs pfleget mit den Göttern Rath,
Hört die Partheyen, prüft die That,
Ermißt den zugefügten Schaden.

Der Götterrath beschließet insgesammt,
Die Thorheit sey hinfort auf immerdar verdammt,
Der Venus blinden Sohn zu leiten.

* * *

Bedarf es wohl, die Fabel erst zu deuten?
Man kann leicht fühlen, was sie lehrt.
Doch, wer mehr Unterricht begehrt,
Der darf nur auf die vielen Ehen,
Die bloß die Thorheit stiftet, sehen.
Er wird die Deutung leicht verstehen.

XIII.

Colbert und Louvois.

Die Wahrheit ist, wie dieß die alte Welt
schon glaubte,
Des Hofmanns Freundinn eben nicht.
Das könnte seyn. Doch ich behaupte,
Daß sie zu Zeiten auch aus einem Hofmann
spricht;
Denn die Natur ist sich nicht immer gleich.
Ich weiß, kein Wuchrer ist so reich,
Daß er zuweilen sich zum Wohlthun nicht be-
quemte;
Und wie so manchem ist einmal ein Wort ge-
glückt,

Den sonst der viele Witz nicht drückt,
Deß sich ein Haller selbst nicht schämte.
Wenn einer, der dieß nicht ermißt,
Gleich, wenn er die Erzählung liest,
Glaubt, daß ich sie erdacht: So muß ichs frey-
lich leiden,
Weil sie zu unwahrscheinlich ist;
Ist er dabey nur so bescheiden,
Daß er nicht ganz den Werth ihr raubt,
Und ihre Möglichkeit noch glaubt.

Wer kennt die zween, die stets auf Ehr' er-
picht,
Zu ihr mit gleichem Schritt, als Nebenbuler,
eilten,
Und die an Frankreichs Hof, der noch von ih-
nen spricht,
Des vorgen Ludwigs Freundschaft theilten,
Den Colbert und den Louvois nicht?

Ihr Auge war den Großen ihr Geschicke;
Denn auf die Heiterkeit und Wolken ihrer Bli-
cke
Gab stets der ganze Hof, der zittert oder lacht,
Nachdem ihn itzt ein Nichts froh oder furcht-
sam macht,
Mit so besorgten Augen Acht;
Als Schiffvolk nach dem Himmel sieht,
Bey welchem stets das wankende Gemüth
Sich nach dem Lauf der Wolken richtet,
Und Bangigkeit und Angst mit Stürmen kömmt
und flüchtet.

Es kömmt den beiden Staatsministern
Einst die Spazierlust ein. Der Wunsch nach
kurzer Ruh
Bringt sie den Thuillerien zu,
Dem Paphos zu Paris, wo, stets nach Siegen
lüstern,

Der Lieb' und Untreu gleich geneigt,
Von jedem Liebesblick, den man nach ihnen
schicket,
Doch von sich selbst noch mehr entzücket,
Der junge Herr sich, wie die Schöne, zeigt.

Sie waren nicht die besten Freunde,
Drum lächelten sie oft einander freundlich an;
Und billig hielte man sie für die ärgsten
Feinde,
Wenn sie vertraulicher gethan,
Und freundschaftlich einander gar geküsset.
Hier lacht vielleicht ein alter Biedermann,
Und denkt, daß der Poet, wer weiß, wie selt-
sam schlüsset.
Ich weiß, er änderte die Meynung sehr ge-
schwind,
Wenn er sich auch einmal aus seiner Stadt ent-
fernte,

Und selbst mit seinem Schaden lernte,
Daß Hofgesichter Masken sind.

Sie gehn im Garten auf und ab,
Kein großer Herr begegnet ihnen,
Der nicht mit ehrerbiethgen Mienen
Die Ehrfurcht zu verstehen gab.
Der Reverenze Kunst schien jeder zu erschö-
pfen.
Es flogen itzt von hochgebornen Köpfen
Die Federhüte schnell herab.
Man sah, wie Grafen andre Grafen
An Ehrfurcht immer übertrafen.

Der Parlamentsherr, welcher früh
Stolz Audienz ertheilt, das Bücken ganz ver-
gessen,
Die Gnade seines Blicks Clienten zugemessen,

Und gravitätisch sich gesessen,
Tritt steif einher, erblicket sie,
Und bückt sich, da er sie erkennt,
Demüthiger, als sein Client.
Kaum zeigen sie sich noch von ferne:
So halten sich die Rücken schon bereit;
So rüsten sich schon Ordensbänder, Sterne,
Pair, Bischoff, Marschall, Prinz zur Ehrerbietigkeit.
Kurz alles, was sie sieht, bis auf die Eminenzen,
Ehrt sie mit tiefen Reverenzen.

Ein unbekannter Mensch, und ein Poet vielleicht,
Der um den Glanz, der um die Großen schimmert,
Sich wenig oder nichts bekümmert,

Und die Allee in sich vergnügt durchstreicht:
Bückt sich vor ihnen nicht, ob er sie gleich erblickt:
Und sie, die manchem doch die Ehre kaum erzeiget,
Daß sie auf ihn gemerkt, der sich sehr tief gebeuget;
Bemerken ihn, der sich nicht bückt.
Sie sehn ihm nach, und Colbert spricht:
Wie glücklich muß er seyn! Er kennt uns beide nicht.

XIV.

Die beiden Hunde.

Spitz war der Hund in einem Hause,
In welchem ihm durchs ganze Jahr
Das Fasten täglicher, als sattes Fressen, war.
Sein Nachbar, Sultan, lebt' im Schmause;
Er that, was meistentheils ein reicher Erbe thut;
Er pflegte sich, fraß herrlich, und schlief gut.

Er, dem das ganze Herz bey fetten Tellern klopfte,
Und der sich täglich seinen Schlauch
Ganz voll von Herrenspeisen stopfte,

Schleppt einen Bürgermeisterbauch.
Spitz war, das läßt sich leichtlich schliessen,
Ein Skeleton, an dem vom Kopfe bis zum
Füßen,
Sich alle Knochen zählen liessen,
Und das noch bloß im Fell zusammenhieng.

Die Mäßigkeit hat niemals viel Verehrer;
Der Reiche wenigstens folgt selten ihrem
Wink.
Der Mangel ist ihr bester Lehrer;
Und der macht auch, daß Spitz stets auf das
Schwelgen schilt.
Und strenge Sittenlehren billt.

Er predigt seinem Cameraden,
So oft er zu ihm kömmt, die weise Mäßigkeit:
„O Sultan werde doch gescheidt!
„Mir ist oft für dein Leben leid!

„Wie

„Wie könnt ich denn, aus bloßer Lüsternheit,
„Muthwillig der Gesundheit schaden,
„Und mich mit Fleisch so überladen?
„Zumal mit Fleisch, da es die Augen triefend
„macht?
„Du denkst, dich liebt dein Herr? Doch nimm
„dich nur in Acht!
„Die Gunst des Herrn kann leicht erkalten,
„So bald sich nicht ein Hund bey Nacht
„Dem Amt gemäß verhält, und wacht;
„Und wer sich übernimmt, kann nie sein Amt
„verwalten.
„Zudem, was nützt das Fett, als daß es dich
„nur drückt?
„Zwar zeitig gnug wird es dem Wolf zu stat-
„ten kommen;
„Er hat sich schon, auf dich zu lauern, vorge-
„nommen.

„Ja, ja, Freund, preise dich nur immer für be„glückt!
„Ich bin doch glücklicher; denn wie du sehen
„kannst,
„Stört meine Ruh kein fetter Wanst.
„Ich fürchte nicht des Wolfes Rachen;
„Ein Anschlag wider mich kömmt ihm nicht in
„den Sinn.
„Ich weiß mirs großen Dank, (Ja, ja! Du
„magst nur lachen.)
„Daß ich bloß Haut und Knochen bin.

Doch, ohne sich daran zu kehren,
Hört Sultan es mit an, und, ohne Widerspruch,
Läßt er, wie viel er will, ihn schelten, schreyn,
und schwören.
Der Speisen lieblicher Geruch
Gilt bey ihm mehr, als alle Sittenlehren.

Der beiden Hunde Stand verkehrt des Glü-
ckes Streich
Mit ihrer Herren Stand zugleich.
Der reiche Herr wird arm, der arme Herr wird
reich.
Man weiß, wie gern das Glück dergleichen
Streiche spielet.
Der strenge Spitz, der nun erst selber fühlet,
Wie wohl es thut, wenn man genug zu fressen
hat,
Frißt sich zum erstenmale satt.

Der Ueberfluß ist eine Klippe,
Wo die Philosophie sehr plötzlich scheitern
kann.
Spitz, das durchsichtige Gerippe,
Wird nun ein feister Wanst, und denkt nicht
mehr daran,
Wie stoisch er vorher gethan.

Er nennt die vor'ge Zeit die Zeit von seinem
Leiden.
Der Märtyrer der Mäßigkeit,
Verführt durch die Gelegenheit,
Giebt seinem Hange nach, lebt alle Tag in
Freuden,
Und lernt sehr leicht ein Schwelger seyn.
Kurz, unser Cato wird ein epikurisch Schwein.

Und also wäre Spitz, wie Sultan, fett und
dicke.
Die Sitten ändern sich zugleich mit unserm
Glücke.
Dieß Thier wird stolz, und sieht, mit eines Krä-
mers Blicke,
Der sich zum Reichsten in der Stadt
Gewuchert und gelogen hat,
Den Sultan seitwärts an, den seines Herrn
Geschicke,

Das ihm die gute Küch entzieht,
So hager macht, daß er sich nicht mehr ähnlich sieht.

Er spricht: Schon mancher Hund hat sich, wie du, vergessen,
Nachdem er sich erst aufgefressen.
Wo aber bleibet die Moral,
Die du mit mir wohl hundertmal,
Da du noch mager warst, so weise durchgezanket?
Hast du so bald sie abgedanket?
Doch treffen deine Lehren ein,
So ist die Reih an dir, des Wolfes Zahn zu scheun.

XV. Die

XV.

Die Eule und die Nachtigall.

Eine Verwandlung.

An Herrn Giseken.

Mein Freund, die Narren sind nicht deines Spottes werth;
Dein Witz ist allzufein, als daß er sie bekehrt.
An allen Narren ist die Müh schon halb verloren;
Und keine sind so schlimm, als die gelehrten Thoren.
Wer heilt den Kranken wohl, der nicht die Krankheit fühlt?

Da Sümpfe, die mit Lust ihr plumper Geist
durchwühlt,
Für sie ein Tempe sind: So laß sie ihren
Sümpfen!
Nützt deine Hülfe wohl? Wie danken sie? Sie
schimpfen;
Und sind dem Knaben gleich *), der schwamm,
und untersank;
Als ein gutwillger Greis ihm nach ins Wasser
sprang,
Und mit Gefahr des Tods sein Leben ihm er-
kaufte;
Dankt' er mit Steinen ihm, und schalt, daß
er ihn raufte.
Zieh sie aus ihrem Sumpf! Sie stürzen doch
behend,
Den Fröschen gleich, aufs neu sich in ihr Ele-
ment.

Drum

*) S. J. G. Rabeners nützliche Lehrgedichte. Dresden, 1691.

Drum laß sie immerhin einander frech ver-
götten.
Es suche den Geschmack ihr Bannstral zu zer-
schmettern.
Der gleicht dem Lorbeerbaum, den nie der Blitz
versehrt,
Ob er gleich mit Geräusch bey ihm vorüber-
fährt.

Belesne Thoren laß den Witz der Neuern
schimpfen,
Und ihre Nasen dann noch so lateinisch rüm-
pfen!
Stör sie durch deinen Spott bey ihren Urnen
nicht!
Denn glaube! Wenigstens bekehrt sie kein Ge-
dicht.
Die Seelen dieses Schwarms sind Seelen, di
nicht fühlen.

Pedantisch beym Tibull, und trocken bey Virgilen,
Und schläfrig beym Horaz, beym Naso ohne Geist,
Erhöhn sie alle, bloß weil sie das Alter preist.
Beglückter Cicero! Du warst in Rom geboren.
Wenn du ein Deutscher wärst, so wär dein Werth verloren.
Ob gleich dein Geist entzückt, dein Feuer nie verlischt;
Schriebst du nur kein Latein, du würdest ausgezischt.

Zwar würd' es Cicero nicht sehr zu Herzen nehmen;
Er würde, kennt er sie, sich ihres Lobes schämen.
Lest sonder Ueberdruß uns nur ein Hagedorn:

Mein Freund, was achten wir dann aller Pauwe Zorn?
Ist G**rs Zeitvertreib ein Lied von uns gewesen;
Was fragen wir darnach, ob uns Scioppen lesen?

Der muntre Dichterwitz und die Belesenheit
Sind, wie du selber weißt, seit langer Zeit entzweyt.
Den Anfang dieses Zwists, hab ich erzählen hören.
Zwar hoff' ich unsre Zeit dadurch nicht zu bekehren;
Mir ist genug, wenn mir dein Beyfall nur nicht fehlt.
Freund, hör; ich sage nach, was man mir einst erzählt.

Ein unbekanntes Thal, das uns kein Hübner nennet,
Liegt, wo sich Belgien von Frankreichs Staaten trennet.
In dieses Thal theilt sich die Schwermuth mit der Lust.
Halb ist es Au' und Pracht; halb ist es Schutt und Wust.
Den Theil, den die Natur mit bunten Wiesen schmücket,
Von denen Flora oft dem Zephyr Seufzer schicket,
Wo dem Gesträuche nicht der Schutz der Bäume fehlt,
Hatt' eine Nachtigall zu ihrem Sitz gewählt.
Im andern Theil, wo sich, zerrüttet durch das Feuer,
Und mürbe durch die Zeit, ein hangendes Gemäuer,

Des prächtigsten Pallasts armsel'ger Ueberrest,
Zum Sitz der Schwermuth bôt, war einer Eule Nest.

Die Nachtigall führt oft die Freude zu der Liebe,
Die Liebe zum Gesang. Die Kehle folgt dem Triebe,
Singt, wenn es der befiehlt, schweigt, wenn ihm der gebricht,
Und sie erzwingt mit Müh verliebte Seufzer nicht.
Des kleinen Orpheus Kunst singt oft die nächsten Aeste
Ringsum von Vögeln voll, erhitzt zum Tanz die Weste.
Die Blumen, die vor Durst ihr schläfrig Haupt gesenkt,

Erhebens auf sein Lied, als von dem Thau getränkt;
Die Bäume taumeln froh einander liebzukosen;
Wollüstig schamhaft glühn die durch ihn röthern Rosen.

Da der Gewalt des Lieds mit Freuden alles wich:
Gab nicht die Eule nach; ja sie erzürnte sich,
Theils neidisch, daß das Thal sie zu begierig hörte;
Theils mürrisch, daß sie sie in ihren Träumen störte,
Wenn sie in ihrem Nest, als auf dem Dreyfuß, saß,
Und jedes Steins Gestalt und Größ' und Winkel maß.
Denn mit unnützem Fleiß durchwacht sie ganze Nächte.

Sie dünket sich gelehrt, und führet ihr Geschlechte
Von Pallas Eule her, die, wie sie sonst gehört,
Oft in Medusens Kopf sehr mühsam und gelehrt
Die Schlangen nachgezählt. Ergrimmt straft oft die Eule
Die Kunst der Sängerinn mit kritischem Geheule.

Schweig, spricht sie, Schwätzerinn! Was störst du meinen Fleiß?
Da dir kein Kluger Dank für deine Possen weiß.
Verständigen suchst du vergebens zu gefallen.
Ganz anders klang vordem das Lied der Nachtigallen;
Doch diese Kunst starb aus, die ihnen die Natur

Zu ihrem Antheil gab, und die zwar ihnen nur.
Wie kannst du noch ein Lied nach ihren Liedern wagen?
Wie können dein Gewäsch die Vögel noch vertragen?
Sie hören, als entzückt, dir, jungem Stümper zu.
Ich, alter Uhu, bin gelehrter doch, als du;
Und man verachtet mich. O ihr verderbten Zeiten,
Wo man auf Schwätzer hört, und Eulen nichts bedeuten!
Da meinen Ahnherrn doch, zu aller Zeiten Lob,
Minervens weise Gunst zum Rang des Adlers hob,
Der Jupitern bedient. Ihn preisen alle Klugen.
Wie damals zu Athen die Nachtigallen schlugen,

Hat er oft angehört; und immer unverderbt,
Hat mein Geschlecht durch ihn ein Stück davon geerbt.
Er sangs dem Sohne vor, der es den Enkel lehrte,
Und welches bis auf mich die Reih der Ahnen hörte.
Verlangst du ja noch Ruhm: So schweig, als Schüler, still;
Und singe so mir nach, wie ich dich lehren will.

Kurz, was die Eule spricht, sind düstre Vorurtheile.
Doch, was vermuthet man wohl sonst von einer Eule?
Der neue Sänger macht ein lehrreich Schulgesicht,
Und wagt aus grobem Hals sein Alterthum ans Licht.

Welch

Welch gräßliches Gemisch von Nachtigallen-
tönen,
Und brausendem Geheul, das alle Vögel höh-
nen!

Sie quält sich so, wie sich ein stumpfer Ma-
ler quält,
Wenn Dürers Zauberkunst dem rohen Pinsel
fehlt;
Der in Copien doch, unfähig und verwegen,
Ein Dürerisch Gemäld' uns denket vorzulegen.
Ein Dürerischer Strich, den er im Schlaf' er-
wischt,
Bricht aus des Chaos Nacht, mit Plumpheit
untermischt,
Noch hier und da hervor; doch Kunst und
Feinheit liegen
Vergraben unterm Schutt von seinen groben
Zügen.

Vor

Vor dem Geheul' erbleicht der Blätter junges Grün;
Die Blumen hängen welk die Häupter, und verblühn;
Aus dem Gehölz erschallt der Faunen laut Gelächter.
Welch Schicksal! Ihre Kunst erwirbt sich nur Verächter.

Da sie die Nachtigall mit andern lachen sieht,
Ergrimmt ihr Herz noch mehr, das schon von Rache glüht;
Und diese soll die Schuld der rauhen Kehle tragen.
Der Eule hilft die Nacht. Der Feindinn nachzujagen,
Stürzt sie aus ihrem Nest', und holet sie fast ein,
Eh diese der Gefahr noch denket nah zu seyn.

Der Rettung Hoffnung ist dem Herzen schon
entfallen.
Der Künste Schutz, Apoll beschützt auch Nachtigallen.
Sie bebt vor der Gefahr, doch sie erschrickt
noch mehr,
Da sie sich sinken fühlt. Der kleine Leib wird
schwer,
Und schnell verlängern sich, die Erde zu erlangen,
Die Füße, welche schon zu schwellen angefangen.
Halbflatternd läuft sie fort, da sie zu fliegen
sucht.
So nimmt in Afrika ein schwerer Strauß die
Flucht,
Er spannt die Flügel aus, die ihn zwar nicht
erheben,

Doch einen schnellern Lauf den langen Füßen
geben.
Der Leib schießt in die Höh, und wird im Wach-
sen breit.
Die Federn lösen sich, durchwachsen, sind ein
Kleid.
Die Flügel, welche sich zum Flug' empor ge-
hoben,
Sind Aerme, welche sich zum Hals hervorge-
schoben,
Und stehen noch empor. Am Kopf, der sich
verdickt,
Verliert der Schnabel sich, da er sich platter
drückt.
Die Federn streichen sich zurück, um Haar zu
werden.
Der ganze Kopf gewinnt schon menschliche Ge-
berden.
Die Augen zeigen Glut, die Stirne Heiterkeit,

Die Augenbraunen Witz, die Wangen Freund-
lichkeit.
Der Töne Harmonie wird, mitten in dem
Schlagen,
Ein rührendes Gedicht voll edler banger Klagen.
Die Dichterinn der Luft, die ihrem Tod' ent-
geht,
Wird durch Apollens Gunst ein menschlicher
Poet,
Der oft ein Thränenheer, als Zaubrer, von der
Bühne
Den Logen schicken soll, ein zärtlicher Racine.

Der neue Mensch, der sich bewundernd erst
besah.
Blickt nach dem Feind zurück. Die Eul ist nicht
mehr da;
Denn mitten in dem Flug, da sie ihn fast erhaschet,
War sie zurück geprallt, vom Wunder überraschet.

Die

Die Angst verdrängt den Zorn, der ihr zur Rache rieth.
Sie sitzt von fern, sieht zu, und weiß kaum, was sie sieht.
Da sie die Nachtigall als Menschen kaum erblicket,
Ergrimmt sie noch weit mehr, daß nicht ihr Anschlag glücket.
Die Ohnmacht ihrer Wut jagt sie ins Nest zurück.
Sie heulet fürchterlich, und flucht auf das Geschick.

Sie schreyt: Wie quält ihr mich, ihr ungerechten Götter!
Ist das der Frechheit Lohn? Bestraft ihr so die Spötter?

Wie? Machet ihn sein Stolz, den noch sein
Leichtsinn nährt,
Sein kindisches Geseufz der Menschheit etwan
werth?
Euch ist es nicht genug, daß ihr ihn noch ver-
schonet,
Und mich an ihm nicht rächt; nein, er wird gar
belohnet!
Ich dichte manchen Tag; ich scheu aus Fleiß
das Licht;
Ich wache durch die Nacht; und mich belohnt
ihr nicht?
Minerva! Bey der Gunst, die wir mit Dan-
ke preisen,
Die du gewürdiget, der Eule zu erweisen,
Von der ich abgestammt, bey der beschwör' ich
dich!
Errette meinen Ruhm! Hilf, und verwandle
mich!

Zum Danke will ich auch für dich stets muthig
kriegen,
Als deiner Feinde Feind, und Schwätzer bald
besiegen.

Minerva hört sie nicht, so ängstlich sie auch
schreyt.
Die Göttinn hatte bloß um ihre Wachsamkeit
Zu ihrem Vogel einst die Eule sich gewählet;
Und was ist Wachsamkeit, der Witz und Weis-
heit fehlet?

An statt Minervens hört der Dummheit
Göttinn sie,
Die hoffet, daß sie ihr einst neue Jünger zieh.
Die Eule springt ins Thal; denn sie entwächst
dem Neste.
An statt der breiten Brust, die sich zurück-
preßte,

Drängt sich der Bauch hervor, der sich von
Hochmuth bläht,
Und dessen neue Last auf dickern Füßen steht.
Die Flügel fallen vor, und beider Flügel Enden
Versammlen sich in eins, und bilden sich zu
Händen,
Die, da sie noch entstehn, schon ihr Beruf bewegt;
Indem die Rechte sich nach Zeilen ämsig regt,
Durch Folianten nun in Eil sich zu vergöttern;
Die Linke sich oft krümmt, als Bücher durchzublättern.
Des Leibes Federn sind ein staubichtes Gewand;
Des Kopfes Federn Haar, das wuchs, und
vorn verschwand;

Und nunmehr zeiget sich in seinem vollen Lichte,
Von Federn ganz befreyt, das werdende Gesichte.
Das Auge bilden Neid, Verwirrung, dummer Fleiß;
Zur Augebraune macht der Stolz den gelben Kreis,
Und streift ihn in die Höh, um Ehrfurcht zu erhalten;
Und die Verachtung bricht die Stirn in finstre Falten,
Indem der plumpe Hohn die neue Nase rümpft;
Der Schnabel, der geheult, wird schon ein Mund, der schimpft.
Aus welchem Schmähungen stromweis geflossen kommen,
Weil ihn die Grobheit sich zu bilden vorgenommen.

Der Uhu ist nunmehr ein menschlicher Pedant,
Ein furchtbarer Orbil. Noch fehlt ihm der
Verstand.
Wie kann die Dummheit ihm, was sie nicht
hat, ertheilen?
Statt dessen füllt sie ihm den Kopf mit Vor-
urtheilen.

Der neue Mensch dankt nun Minerven froh
dafür,
Verspricht ihr Streitbarkeit, und widmet sich
nur ihr.

Minervens Aftersohn, der in die Welt itzt
eilte,
Blieb immer, was er war, als er das Thal
durchheulte,
Weil er, als Mensch, den Tag in Stuben itzt
verschrieb;

Wie er den Tag hindurch, als Eul', im Neste
blieb.
Oft zieht ihn noch sein Hang zu moosichten Ge-
mäuern,
Wo er sich Mühe giebt, ein Grabmal zu er-
neuern,
Nach Aschenkrügen gräbt, Inscriptionen liest,
Und alle Punkte zählt, und alle Züge mißt.
Und Schnitzer, die zu Rom ein Steinmetz einst
begangen,
Zu Heiligthümern macht, die unsern Fleiß ver-
langen.

Des Körpers Eigenschaft theilt sich der See-
le mit.
Wie sonst sein Auge nicht das Licht des Tages
litt,
Und sich nur in der Nacht zum Sehen aufge-
schlagen:

So kann die Seele nicht der Weisheit Licht
vertragen,
Und forscht in Tiefen nach, wo sich ihr Strahl
verliert.
Wo ein gerader Weg uns zur Erkenntniß
führt,
Läßt er den Leser erst in Labyrinthen irren.
Die Lesart hilft ihm oft, was deutlich ist, ver-
wirren.
Wenn er Citata häuft, und, in sich selbst ver-
narrt,
In seiner Noten Wust die Schönheit tief ver-
scharrt,
Die im Horaz uns rührt, und ohn' ihn eh sich
weiset,
Denkt er, daß ihn dafür die letzte Nachwelt
preiset.
Wer anders liest, als er, dem fehlet der Ver-
stand,

Der ist ein Geck, ein Klotz, und schimpft sein
Vaterland.
Als Eule fand er stets am Heulen sein Ver-
gnügen;
Auch nun beheulet er, daß alle Künste liegen.

Die arme Nachtigall verfolgt ohn' Unter-
laß,
Auch als Poete noch, sein unversöhnter
Haß;
Er zieht in den Proceß mit ihm die neuen Dich-
ter,
Klagt sie der Dummheit an, ist Kläger, und
auch Richter.
Man hört ihn nicht. Er schreyt. Der Dich-
ter läßt ihn schreyn.
Er rührt die Saiten kaum; so sind die Herzen
sein.

Der Uhu läßt den Haß zum Erbtheil seinen
Jüngern.
Den Anhang des Geschmacks sucht jeder zu
verringern,
Und rufet schon Triumph, eh er den Feind er-
blickt.
So lange wird die Glut des Krieges nie er-
stickt:
So lang als unter uns, die Römer miszuhan-
deln,
In menschlicher Gestalt noch Eulen häufig
wandeln.

XVI.

Der Reiher.

Ein Reiher, welcher sich nichts schlechtes
dünken ließ,
Und, wenn ein guter Raub sich seinem Schnä-
bel wies,
In Meynung, daß für ihn das Beste nur ge-
hörte,
Stets, unsern Unzufriednen gleich,
Nach einem bessern Raub begehrte,
Umflatterte begierig einen Teich,
Um etwas Gutes auszuspähen.

Ihm

Ihm zeiget hier sich anfangs gleich,
Ein Hecht, nicht übergroß, doch auch nicht zu
verschmähen.
Ein Hecht! — Und noch dazu nur klein!
— Dem nachzustellen,
Das wäre nicht der Mühe werth.
Ein Reiher meiner Art begehrt
Zu seinem Mahl nichts schlechters, als
Forellen.

Ihm kömmt darauf ein Karpe zu Gesicht.
Und dieser auch bezahlt die Mühe nicht,
Sich das Gefieder naßzumachen.
Er schießt herum, ob er nichts bessers finden
kann.
Sein Magen ist noch leer. Der Hunger fängt
schon an,
Durch die Bewegung aufzuwachen.

Er weiß am Rand' ein Loch, wo eine Schlei-
he steckt.
Jedoch, wie könnte sich ein Reiher so verges-
sen?
Dem weder Hecht noch Karpe schmeckt,
Der wird nicht Schleihen fressen.

Ohnfehlbar findet sich für ihn doch endlich
was,
Ihm sinkt der Muth noch nicht. Nur frisch!
Er fliegt im Kreise
Rings um den Teich, und sieht, nach seiner lan-
gen Reise, —— ——
Sonst nichts als einen Krebs. —— —— Ein
Krebs? Was wäre das?
Für ihn sind Krebse keine Speise.

Er fängt aufs neu herumzuschwärmen an.
Umsonst! Er findet sich betrogen.

Ach,

Ach, seufzt er, hab ich doch so müde mich ge-
flogen,
Daß ich nicht mehr vor Hunger dauern
kann.
Welch Schicksal, daß ich nun bloß eine dür-
re Schnecke
Nach meiner langen Wahl entdecke!

Geschwind zum Hecht zurück! Denn nun
dünkt ihm der Hecht
Nicht mehr, wie kurz vorher, zu schlecht.
Doch der wird nicht mehr da, wo er ihn sucht,
gefunden.
Hecht, Karpe, Schleihe, Krebs, sind insge-
samt verschwunden.

Er siehts, bedenkt sich kurz, und kehrt den
Augenblick
Zur Schnecke, die noch schleicht, zurück.

Er hat nicht Lust, noch länger auszulesen.
Seht, was des Hungers Macht für Wunderwerke thut!
Dem, welchem Karp' und Hecht nicht gut genug gewesen,
Schmeckt endlich eine Schnecke gut.

* * *

Und ach, wie mancher wird dieß lesen,
Den es vielleicht noch itzt verdrießt,
Daß gleiches Schicksal ihm wohl auch begegnet ist.
Wie öfters läßt der Stolz sein Glück sich selbst entgehen,
Und darf, was sich ihm beut, als allzuklein, verschmähen;

Bloß, weil er steif auf eigner Wahl be-
steht.
Er ist gewohnt, in Träumen auszuschwei-
fen.
Ein großes Glück ist ihm nicht groß genug;
— — und seht!
Er muß zuletzt nach dem begierig greifen,
Was noch weit schlechter ist, als was er erst
verschmäht.

XVII.

Der Esel und das Schwein.

Die Schmähsucht ist den Menschen eigen.
An Andrer Art und Thun das Löbliche zu zeigen,
Ist selten ihre Lust; der Tadel reizt sie mehr.
Ein Lob, das sie nicht gilt, wird ihren Lippen schwer;
Dann lernen auch die Schwätzer schweigen.
Dagegen wie so schnell wird ihre Zunge nicht,
Wenn sie von Andern übel spricht!
Dann fehlt der Witz auch nicht den Blöden;
Dann lernen auch die Stummen reden.

Zu unsrer Schande laßt uns sehn,
Was von der Menschen Lust, zu schmähn,
Und alles, außer sich, voll Ekel zu verachten,
Vorzeiten einst zwey Thiere dachten.

Ein Esel sprach: Nein! Das befremdet mich.
Gewiß, der Mensch muß auch nicht alles überlegen.
Kein Thier ist ihm verächtlicher, als ich;
Ich bin ihm, wenn er nur mich ansieht, lächerlich;
Und gleichwohl seh' ich nicht: Weswegen?

Ich bin ein arbeitsames Thier;
Und weiß auch in Geduld in alles mich zu schicken.
Die Last kömmt nicht von meinem Rücken;
Ja oft belädt man mich ganz über die Gebühr.

Fällt

Fällt unserm Knecht' ein Weg nur ein;
So muß ich ihm anstatt des Pferdes seyn,
Früh fängt es oft kaum an, zu tagen,
So muß ich zum Verkauf die Gartenfrüchte tragen,
Und die Verkäuferinn dazu.
Zum Müller trag ich das Getreide,
Und, wenn ich hundert Wege thu,
Bedarf ich keiner fetten Weide.
Man braucht die Sorge nicht, ob mir die Mahlzeit schmeckt;
Denn Disteln selbst sind mein Confect.
Gewiß an Mäßigkeit hab' ich nicht meinesgleichen.

Zwar muß ich an Gestalt dem Pferde freylich weichen;
Und, mir bewundernd nachzusehn,

Bleibt niemand auf der Straße stehn.
So hab' ich, wie ich das mir selber nicht verhehle,
Auch keine Nachtigallenkehle.
Doch, wenn man nur mit mir gerecht verfährt,
Sind diese Fehler ja kaum des Erwähnens werth.

„Bey Menschen dich zum Spott zu machen,
„Reicht schon Ein Fehler zu; antwortet ihm ein Schwein.
„Wir mögen noch so nützlich seyn:
„So hindert sie das nicht, uns höhnisch zu verlachen.
„Weil ich in Pfützen mich manchmal herumgefühlt;

„So

„So weißt du selbst, wie sie dem Namen, den
„ich führe,
„Zu allen Zeiten mitgespielt.
„Doch schmeck' ich ihnen gut. Was klagen
„zwar wir Thiere,
„Da seinesgleichen selbst kein Mensch zu scho-
„nen pflegt?
„Die Menschen sind einmal zur Schmähsucht
„aufgelegt,
„Und alles läßt sie die, um alles leicht zu schmä-
„hen,
„Bloß von der schlimmen Seite sehen.„

XVIII.

Die Katze und die Wiesel.

Wer lehren will, muß erst sein eigner Lehrer seyn.
Ein einzigs Beyspiel reißt in Tagen schleunig ein,
Was hundert Gründe kaum in ganzen Jahren bauen.
Kein Tyger macht den Bär gelind,
Und zähmet seinen Grimm, wenn selber seine Klauen
Noch naß von Menschenblute sind.

Wen

Wen hat wohl je der Moralist gerühret,
Der Satz auf Satz in Bänden demonstriret,
Die Eitelkeit sey unsrer Herzen Pest;
Und doch sich vor sein Werk in Kupfer stechen läßt?
Und wessen Stirn bleibt dann in Falten,
Wenn uns ein fetter Mönch, andächtig und beredt,
Den Reichthum zu verachten räth,
Für sich allein ihn zu erhalten?

* * *

Ungern sah Murner Tag vor Tag,
Er, dem die Mäusejagd gar sehr am Herzen lag,
Wie freche Wiesel ihm in das Gehege giengen.
Er selbst schmaust Mäuse gern. Wie wird es ihm gelingen,
Die Wiesel davon abzubringen?

Der Kater waffnet sich mit Tugend und mit Pflicht.
Er stellt sich heilig an, und spricht:
Wie? Fürchtet ihr euch denn der Sünde nicht?
Dem frommen Mäusevolk blutdürstig aufzulauern!
Wen sollten nicht die armen Thiere dauern,
Da ihr durch ihren Tod ja keine Bosheit rächt?
Ihr, ihr bringt Krieg und Angst selbst bis in ihre Löcher,
Und die Gewalt ist euer Recht.
Doch bebt! Der Himmel ist der schwachen Unschuld Rächer.
Saugt Eyer aus, so lang ihr lüstern seyd!
Denn das ist eine Kleinigkeit,
Die man euch herzlich gern verzeiht.
Doch schwache Mäuse zu ermorden,

Von denen ihr doch nicht beleidigt worden;
Bedenkt; das geht zu weit!
Nein! Das ist eine Grausamkeit,
Die wider euch zum Himmel schreyt.

Ein Wiesel sprach darauf: Das sind sehr schöne Lehren,
Und dein Verweis könnt uns bekehren,
Hätt' ich nicht gestern selbst mit Augen angesehn,
Wie eine Maus dich bat. Was half ihr wohl ihr Flehn?
Sie war für dich ein Leckerbissen,
Du machtest dir, gleich uns, darüber kein Gewissen.

XIX.

Der Sophi.

In Persien lebt einst, nach einer alten
Sage,
Ein Sophi seltner Art. Sein Nam ist un-
gewiß;
Mich dünkt, er hieß Zab Apervis. *)
Bald war er seiner Länder Plage,
Wenn ihn sein böser Hang zu Grausamkeiten
riß;

Doch

*) Apervis soll in der alten persischen Sprache einen Ungestümen bedeuten. Zab findet sich auch unter den morgenländischen Namen der persischen Könige. Allgemeine Welthist. IV Th. S. 458. IX Th. S. 680.

Doch kamen seine guten Tage,
So schiens, als ob er sich der Güte nur beflis.
Er war ein Fürst in zweyerley Gestalten.
Zu manchen Zeiten hielt man ihn
Für seines Landes Glück, für einen Antonin;
Sein Volk bat das Geschick, ihn lange zu erhalten;
Bis bald darauf in ihm, der Nero, der Tarquin,
Zu seines Landes Qual erschien.
Dann bat sein Volk den Tod, es von ihm zu erlösen.
Kurz, er war ein Gemisch vom Guten und vom Bösen.

Bey ihm stund ein Vezier in Gunst,
Gleich tapfer und gerecht, ein Schutzgott von dem Lande

Im Frieden und im Krieg, ein Nestor an Verstande.
Jedoch, ihm fehlte Nestors Kunst,
Bey dem Verweis die Strenge zu vermeiden,
Und rauhe Warnungen annehmlich einzukleiden.
Er schalt mit seiner Ehrlichkeit
Den Sophi sonder Wahl der Zeit,
Oft mitten in der Grausamkeit;
Und doch, (wer dächte das!) konnt ihn der Sophi leiden.
Denn seinem Fürsten war sein Herz und sein Verstand
Und seine Tugend ganz bekannt.

Oft wandte der Vezier mit Muthe von dem Reiche
Der Tyranney gedrohte Streiche
Durch seiner Reden Nachdruck ab:

Bracht'

Bracht' oft vor seinen Thron gedrückter Witt-
wen Zähren;
Zwang ihn, durch Großmuth sich zu ehren;
Und machte, daß der Fürst oft schont', oft ganz
vergab.
So oft der Schmeichler Rath ein Mittel ihm
erfand,
Sein Volk zu peinigen: So gab er ihm die
Lehre,
Daß für den König nicht das Land,
Daß für das Land der König wäre.

Man weiß im Orient ist schon seit langer
Zeit
Bey Fürsten, durch Gewalt der Mode,
Ein Brudermord nur eine Kleinigkeit.
Zab Apervis verdammt den Bruder auch zum
Tode,
Weil ihn ein flüchtiger Verdacht,

Als sucht er seinen Thron, zu seinem Feinde macht;
Und, eh er ihn verhört, schlägt er ihn schon in Ketten.
Als der Vezier den Prinzen zu erretten,
Von dem er weiß, daß er die Treu nicht bricht,
Zu frey und zu catonisch spricht:
Entrüstet er sich mehr. Er haßt in seinem Grimme
Des Freundes fürchterliche Stimme.
Der Schmeichler Rath hilft seiner Wut.
Der rauhen Warnungen, der täglichen Beschwerden,
Und der Verfolgungen der Wahrheit loszuwerden,
Rechtfertigt er den Haß mit Blut.
Das erste Laster macht zum zweyten Laster kühner,

Und

Und der Vezier erfährt, daß ihn der Sophi
scheut.
Ein Strang erdrosselt ihn. So wird sein treu-
ster Diener
Ein Märtyrer der Redlichkeit!

In Herzen, die sich nicht der Tugend ganz
verschließen,
Folgt gleich die Reu dem Laster nach.
Vor das Gericht, vor dem auch Fürsten stehen
müssen,
Ruft ihn das furchtbare Gewissen,
Das über ihn ein marternd Urtheil sprach.
Er läßt um seinen Freund aufricht'ge Thränen
fließen.
Des Sophi wiederrufend Ach
Vertilget seines Todes Schmach.
Durch Thränen brächt er gern, (vermöchten
das nur Thränen,)

Ihn

Ihn wieder in das Reich der Lebenden zu-
rück.
Umsonst ist seine Reu; vergebens ist sein Seh-
nen;
Er raubt auf ewig sich der wahren Freund-
schaft Glück.
Zwar tödten kann ein Fürst; doch das genomm-
ne Leben
Getödteten nicht wieder geben.

Dieß sieht der Schmeichler Schwarm, und
wagt es ohne Scheu,
Den Thränen, die den Sophi ehren,
Durch seines Mordes Lob zu wehren.
Denn wenn hat wohl die Schmeicheley
Der Fürsten Laster nicht vertheidigt?
Er spricht! Was klagest du? Er hatte dich be-
leidigt.

Dieß Urtheil forderte selbst die Gerechtigkeit.
Kein treuer Unterthan vergehet sich so weit,
Daß der Vezier ihn dauern sollte,
Da er so viel verbrach, und da er ungescheut
Selbst seinen König meistern wollte.
Nein! Er empfieng noch nicht den Lohn, der ihm gebührt;
Und bey dem Urtheil hat die Güte dich geführt.
Du warst befugt, ihn, eh er starb, zu quälen.
Ein Sophi, der, wie du, regiert,
Wie könnte der wohl fehlen?

Der Sophi, der itzt nicht Vertheidiger begehrt,
Spricht, durch ihr schändlichs Lob empört,
Ihr seyd nicht meines Zornes werth!

Auch werden nicht durch Blutvergießen
Begangne Morde gutgemacht;
Sonst solltet ihr das Lob mit eurem Blute
büßen,
Durch welches ihr, euch zu erhöhn, gedacht.
Wenn ihr nicht niederträchtig wäret:
So hättet ihr in mir die Reue selbst genähret.
Wie? Schämt sich der mit Recht, den Fehler
zu gestehn,
Der doch zuvor sich nicht geschämt, ihn zu be-
gehn?

Der Sophi zeugt den Ernst der Reue,
Da er des Bruders Bande löst,
Ihn bittet, daß er ihm verzeihe,
Und, zu Erweckung beßrer Treue,
Die Schmeichler gleich vom Hofe stößt.

XX.

Die Mücke.

Der Mensch kann nie dem Unglück ganz entfliehn;
Er müßte sonst sich selbst entfliehen können.
Vorsichtig mag er sich bemühn;
Gleich jeden Feind von ferne zu erkennen,
Und vor dem Angriff noch sich klug zurück zu ziehn!
Das Unglück braucht ihn selbst zum Werkzeug wider ihn.
Er triumphirt, daß ihn die Arglist nicht bezwang;

Doch seine Sicherheit macht bald ihn unbe-
sonnen.
Er ist dem Feinde kaum entronnen,
Und stürzet nun sich selbst in seinen Unter-
gang.

Er gleichet der betrübten Mücke,
Die einst, des Fliehens müde, sprach:
Mir setzet überall mit Blutdurst und mit Tücke
Die unbarmherz'ge Schwalbe nach.
Wie kläglich ist doch mein Geschicke!
Die Hölle hat dieß Thier, das stets uns Mü-
cken schreckt,
Zu unsrer Qual nur ausgeheckt;
Denn immer steht ihr Luchsaug' offen;
Ihr Bauch ist immer unsre Gruft.
Kein Stillstand ist von ihr zu hoffen.
Am besten ists, ich flieh die freye Luft.

Das klägliche Geschmeiß will seiner Sorg' entrinnen.
Vor Prognens Wut in Ruh zu seyn,
Quartieret sie in einen Stall sich ein.
Doch hier sieht sie Arachnen spinnen,
Und sie erschrickt, daß die Gefahr
Verändert, nicht gehoben war.

Nein! spricht sie; dieß Gespinnst, das dort im Winkel schwebet,
Hängt wohl die Spinne nicht zum Zeitvertreibe hin.
Dieß Netz, das sie so künstlich webet,
Zeigt mir, wie übel ich hier aufgehoben bin.
Am besten, daß ich itzo noch,
Da ich noch kann, mich schnell von hier verliere.
Fort, ohne Säumen! Was sind doch
Wir Mücken für geplagte Thiere!

Kaum ist der Schluß gefaßt: So wird er ausgeführt.
Sie flieget in ein Haus, wo Fried und Ruh regiert,
Wo keine Spinneweben hangen.
Noch weniger kann hier sie eine Schwalbe fangen.
Da sie den Feinden klug entgangen:
Geschieht es doch, daß sie blind in ihr Unglück fliegt,
Und, eh sie es vermeynt, verbrannt im Leuchter liegt.

XXI.

Der Gems und der Eber.

Der Thor schließt erst sein Taubenhaus als-
dann,
Wenn es der Marder ausgeleeret.
Er, welchen nichts in seinem Schlafe störet,
Sieht das nur, was geschieht; allein der wei-
se Mann
Sieht das auch, was geschehen kann.
Ihn trifft der Ueberfall in seinem Harnisch'
an.
Es ist umsonst, daß man die Mannschaft dann
vermehret,
Die Panzer schmiedet, sich bewehret,

Die Mauern flickt, die Thore schließt,
Wenn Hannibal schon vor den Thoren ist.

An einem Fichtenbaum, der fest, als eine Mauer,
Des Nordes spottete, weil er so manches Jahr
In Wettern abgehärtet war,
Wetzt' einst ein Eber seine Hauer.
Dieß sieht ein Gems, und spricht: Was droht dir für Gefahr?
Wo ist der Feind, daß du dich rüstest?
Ja ließe sich ein Bär, ein Wolf zum mindsten, sehn,
Mit dem du itzt den Zweykampf wagen müßtest:
So wäre, was du thust, gar schön.
Doch itzt? Was denkest du? Denn alle deine Hitze

Macht dir nur Müh, und ist nichts nütze.
Es muß um deinen Kopf nicht allzurichtig
stehn.

Schweig, spricht das kluge Schwein. Dein
Auge reicht nicht weit.
Weh solchen Thoren, die dir glauben!
Wenn nun der Wolf schon in der Nähe
dräut,
Dann ist es wohl noch Wetzens Zeit!
So weißt du nicht, daß Sicherheit
Den schon gewissen Sieg kann rauben?

XXII.

Der Esel und der Hund.

Man soll vor seiner Thüre kehren,
Eh man vor fremde Thüren geht.
Ein Sprüchwort sagts, und will uns dadurch lehren,
Daß dem der Amtston gar nicht steht,
Daß der sich ohne Grund zum Lehrer tüchtig schätzet,
Der selbst noch nöthig hat, daß man ihm Lehrer setzet.

* * *

Eins von den allerdümmsten Thieren,
Der Esel, fand, nach des Richer Bericht,

Gefallen am Moralisiren.

Dieß albre Thier ist wohl der erste Dummkopf nicht,
Dem einfällt, uns zu unterrichten.
Wie viele schreiben nicht von Pflichten
In erzmenantischen Gedichten?

Der Esel schreyet sich an Sittenlehren heisch:
Sein Lärm ersetzet oft den Abgang der Gedanken.
Er macht ein heftiger Geräusch,
Als Hunde, welche sich um einen Knochen zanken.

Er warf einmal dem Haushund, Beccas, vor,
Daß er sehr leckerhaft und sehr gefräßig wäre.
Er sprach: Freund, merke dir zur Lehre,
Daß das ein großer Fehler ist,
Wenn man nach Herrenspeisen schnappet,

Und nichts den Tag lang thut, als frißt.
Du weißt, daß, wenn dein Herr bey Schüsseln dich ertappet,
Sein Stock dir übel mitgespielt.
Dein Rücken hat es gnug gefühlt.
Auch thut es noth, daß ich noch was erwähne.
Wie mancher wird durch dich erschreckt.
Du bleckest um ein Nichts die Zähne,
Und man weiß oftmals nicht, was dir im Kopfe steckt.
Den Reisenden ist wohl kein Thier verhaßter,
Als du mit deiner Heftigkeit.
Der Jachzorn, die Gefräßigkeit,
Sieh an! Das sind zwey große Laster.
Die Zeiten sind verderbt. Ihr Herren Thiere thut,
Was euch die Leidenschaften heißen.
Ihr seyd Schmarotzer, grob, zanksüchtig bis zum Beißen;

Ja, viele sind so wild, einander zu zerreißen.
Das Herz der Wenigsten ist gut.
Ich habe mir oft vorgenommen,
Ihr Herz zu reinigen, und den Versuch gemacht.
Jedoch ihr Undank ist bereits so weit gekommen,
Daß man auch eines Lehrers lacht.
Kurz, Fleiß und Arbeit sind verloren.
Ich pred'ge lauter tauben Ohren.

Das wundert mich! Du predigst gleich wohl schön.
Der Einsicht Lob muß man der Rede zugestehn;
Versetzt der Hund, der boshaft ihn verhöhnt.
Ohn einen Punkt würd ich sie ganz vollkommen nennen.
Wie hast du den vergessen können?
Du hast der Faulheit nicht erwähnt.

XXIII.

Der Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs gieng aus, sich umzusehn,
Ob ihm von ohngefähr kein Huhn begegnen wollte,
Und ob kein Rab' ihm zu Gebote stehn,
Und nur für ihn gestohlen haben sollte.
Doch dießmal schiens ihm nicht, wie sonst, nach Wunsch zu gehn;
So scharf sein Auge sah, wußt' er nichts auszuspähn.

Da er bereits umsonst viel Felder durchgestreifet,
Erblicket er ein Försterhaus,

An dessen Wand dehnt sich ein breiter Wein-
stock aus,
Der eine Traube trägt, die sich zu einem
Schmaus
Vor allen andern schickt; er macht den Schluß
daraus:
Sie sey für ihn so früh gereifet.

Die Wahl bewies, daß er in dem, was köst-
lich schmeckt,
Nichts wen'ger, als ein Neuling, wäre,
Und brachte seiner Einsicht Ehre.
Die Traube hieng ganz unbedeckt,
Und, durch kein Laub dem Sonnenstral ver-
steckt,
War sie des Weinstocks Pracht, und milder auf-
geschwollen.
Der Fuchs, der in dem Wahn, er brauche nur,
zu wollen,

Sie

Sie mit den Augen schon verschlang,
Sprang nach ihr auf, und dehnte sich, und sprang.
Nach dem Versuch noch viel vergebner Sprünge
Sah er erst ein, — (wer sieht gleich alles ein?
Nur sollten Füchse weiser seyn,
Die ihrer List so gern sich freun.)
Sah er erst ein, daß sie zu hoch für Füchse hienge.

Der Rabe, welchen einst sein Lob
So meisterlich betrog, als lügenhaft erhob,
Sitzt auf dem nächsten Baum, sieht sich gerächt, und lacht.
„Wie schmecken, ruft er aus, in diesem Jahr
„die Trauben?

„Ey, ey! Herr Fuchs, wer sollte das wohl glau=
„ben?
„Ein Held, der sich, wie du, durch List berühmt
gemacht,
„Giebt auf sich selbst so wenig acht,
„Und unternimmt, eh er es überdacht.
„Thät ichs, so würd ich ausgelacht!
„Sahst du denn nicht die Höh des Weinstocks
und der Mauer?
„Als du mich einst zum Pfaue logst,
„Und um den Käse mich betrogst,
„Freund, damals wärst du schlauer.

Der Fuchs, dem dieß zu Herzen geht,
Spricht schnöde, da er sich zum Tadler seit=
wärts dreht:
„Ein Rabe spricht, wie ers versteht.
„Freund, wisse, daß gewiß uns, Füchsen, nichts
entgeht,

„Was man nur nicht verschmäht.
„Ich mag die Traube nicht; ich seh es, sie ist
sauer.

Indem er sich bemüht, den Unmuth zu verstecken,
Erblickt er nah bey sich ein Huhn.
Ein Huhn? Das sollte wohl so gut, als Trauben schmecken?
Wie wenig hat zudem ein Fuchs dabey zu thun?
Wie leicht ist das erhascht, gewürget, und verzehret?

Nur merkt das Huhn zu bald die üble Nachbarschaft,
Und fliegt sogleich mit aller Kraft,
Die ihm die Furcht vor seinem Feind gewähret,
Dem nahen Hühnerhause zu.

Der Bauherr hatte nicht durch angelegte Stiegen
Für einen Fuchs gesorgt, der etwan zum Vergnügen
Ein Huhn sich holen will. Er mag sich drehn und schmiegen,
Und springen, wie er kann; das Haus bleibt unerstiegen.
Aus seiner Höhe sah das sichre Huhn in Ruh,
Wie er nach ihm hinauf mit stummer Wehmuth blickte,
Und, obwohl ungern, sich zuletzt zum Abzug schickte.

Indem der Fuchs, der von den Sprüngen keicht,
Den Kopf zur Erde hängt, und mit betrübtem Herzen
Beym Raben still vorüber schleicht;
Verfolgt ihn der mit seinen Scherzen.

Er spricht: „Weißst du, daß sichs für keinen
„Helden schickt,
„Daß er den Kopf zur Erde bückt?
„Ein Meister in der List trägt stets sein Haupt
„erhaben.
„Man dächte, wenn man dich erblickt,
„Daß dießmal dich im Ernst' ein schwaches
„Huhn berückt;
„Dieß wär ein Schimpf für deine Gaben!
„So denkt man nur, wenn mans nicht recht
„versteht,
„Und das nicht weiß, daß euch, euch Füchsen,
„nichts entgeht,
„Was ihr nur nicht verschmäht.
„Das Huhn war mager, Freund. Du moch-
„test es nicht haben.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Johann Adolf,

Herrn Johann Adolf Schlegels Fabeln und Erzählungen

Leipzig 1769

P.o.germ. 1300 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119490-5
VD18 10408290